

Aus:

JULIA REUTER, PAULA-IRENE VILLA (HG.)

Postkoloniale Soziologie

Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse,
politische Intervention

Januar 2010, 338 Seiten, kart., 28,80 €, ISBN 978-3-89942-906-0

Dieser Band steht für ein Programm, das die Relevanz postkolonialer Theorien für die Soziologie aufzeigt. Er bringt die aktuellen Diskussionen zum Thema aus Kultur-, Migrations- und Geschlechtersozio­logie mit dem Ziel zusammen, nicht nur die Grundbegriffe und zentralen Theorien im disziplinären Kontext, sondern auch ihre gesellschaftspolitischen Implikationen vor dem Hintergrund einer postkolonialen Perspektive zu überdenken. Die vorwiegend aus dem Fach stammenden Beiträge gehen dabei sowohl theorie-systematisch wie empirisch vor, um die postkoloniale Perspektive in der Soziologie nachhaltig zu verankern.

Julia Reuter (Dr. phil.) ist Juniorprofessorin für Soziologie an der Universität Trier.

Paula-Irene Villa (Prof. Dr.) ist Professorin für Soziologie/Gender Studies an der LMU München.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts906/ts906.php

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

Programmatik

JULIA REUTER & PAULA-IRENE VILLA Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung	11
--	----

GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK Kultur	47
--	----

MANUELA BOATCĂ & SÉRGIO COSTA Postkoloniale Soziologie: ein Programm	69
---	----

Empirische Befunde

MIRIAM NANDI Am I that Other? Postkoloniale Intellektuelle und die Grenzen des Postkolonialismus	91
--	----

HELMA LUTZ Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien	115
---	-----

SUSANNE SCHRÖTER Postkoloniale Dimensionen von Islamismus und islamischem Fundamentalismus. Beispiele aus Indonesien	137
--	-----

WOLFGANG GABBERT Das Eigene und das Fremde im »globalen Dorf« – Perspektiven einer kritischen Soziologie der Globalisierung	159
---	-----

Theoretische Anchlüsse

NIRMAL PUWAR	
Bourdieu, postkolonial. Anmerkungen zu einem Oxymoron	181
BENEDIKT KÖHLER	
Edward W. Saids postkolonialer Kosmopolitismus	193
BOIKE REHBEIN	
Eine kaleidoskopische Dialektik als Antwort auf eine postkoloniale Soziologie	213
INA KERNER	
Verhält sich intersektional zu lokal wie postkolonial zu global? Zur Relation von postkolonialen Studien und Intersektionalitätsforschung	237

Politische Intervention

KIEN NGHI HA	
Postkoloniale Kritik als politisches Projekt	259
CEREN TÜRKMEN	
Subalternität, Differenz und Ethnisierung – Problematiken Postkolonialer Theorie im Kontext politischer Transformation ...	281
MARÍA DO MAR CASTRO VARELA & NIKITA DHAWAN	
Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum?	303
Autorinnen und Autoren	331

Vorwort

Postkolonialismus boomt – auch in Deutschland. Auf wissenschaftlichen Tagungen und Konferenzen zu Themenbereichen wie Kultur, Identität oder Globalisierung sind der Begriff und die damit verbundene Perspektive unverzichtbar geworden. Insbesondere in den Literatur- und Kulturwissenschaften blickt das postkoloniale Projekt auf eine Erfolgsgeschichte zurück, von der nicht nur die populären postkolonialen Intellektuellen in ihrer Publizität profitieren, sondern zunehmend auch ihre SchülerInnen an den Universitäten in Form von Lehrveranstaltungen und Veröffentlichungen, Forschungsprojekten oder Förderprogrammen, wie etwa das gleichnamige (mittlerweile abgeschlossene) von der DFG geförderte Graduiertenzentrum in München oder auch das Gießener Graduiertenzentrum »*Postcolonial und Gender Studies*« zeigen. Diese Institutionalisierung der postkolonialen Theorien an deutschen Hochschulen setzt sich zudem in der Einrichtung von Forschungszentren und Lehrstühlen fort, wie etwa die Besetzung von Juniorprofessuren mit der Widmung »*Postcolonial und Gender Studies*« an den Universitäten Trier und Frankfurt a.M. verdeutlichen. Interessant ist, dass hier das postkoloniale Projekt trotz der Verortung in konkreten Fächern (in diesem Fall in der Kunstgeschichte und Politikwissenschaft) häufig ganz bewusst als ›offenes‹, das heißt disziplinübergreifendes Projekt konzipiert ist, das sich als an eine Vielzahl an Disziplinen und Themen anschlussfähig erweist: Allen voran die Literaturwissenschaften, wie Anglistik oder Romanistik, aber auch in Ethnologie und Philosophie, Kunst und Filmwissenschaften, Bildungs- und Medienwissenschaften, Geschichte und Politikwissenschaften werden postkoloniale Theorien zunehmend rezipiert.

Nur nicht unbedingt in der Soziologie. Schaut man in die gegenwärtige soziologische Landschaft, gewinnt man schnell den Eindruck,

dass hier die postkolonialen Theorien und Konzepte zögerlich diskutiert werden – wenn überhaupt. Zu sehr hält sich im Fach die Idee einer theoretischen wie methodischen Unabhängigkeit von anderen Disziplinen aufrecht und damit zusammenhängend auch die Furcht vor einer vermeintlichen literatur- beziehungsweise kulturwissenschaftlichen ›Verwässerung‹ der eigenen, vornehmlich an den ›hard sciences‹ ausgerichteten Ideen/Ideale. Nicht selten erscheint zudem die Beschäftigung mit postkolonialen Themen selbst als ›exotisch‹ und – schaut man sich das inhaltliche Profil der Stellenausschreibungen hierzulande an – nicht unbedingt reputierlich für den wissenschaftlichen Nachwuchs. So stellte sich für uns als Herausgeberinnen die Suche nach postkolonialistisch inspirierten SoziologInnen beziehungsweise soziologisch interessierten *und* postkolonial informierten AutorInnen für diesen Band als eine Herausforderung dar: Nicht nur weil es ›offensichtlich‹ wenige gibt, sondern auch weil eine postkoloniale Reflexion der Soziologie ein thematisch ebenso weites wie – zumindest in der deutschsprachigen Community – bislang faktisch unbearbeitetes Feld darstellt. Der vorliegende Band ist daher zunächst einmal eine Einladung, sich auf die postkoloniale Herausforderung der Soziologie einzulassen, ohne eine vollständige oder gar endgültige Antwort auf die Frage nach ihrem Profil beziehungsweise ihrem Standort geben zu wollen. Er dokumentiert aber auch den Versuch, der Diskussion einen festen Platz in der deutschsprachigen fachinternen wie -übergreifenden öffentlichen Selbstreflexion einzuräumen. In Gestalt des mit Eigenmitteln realisierten ›Eröffnungsbandes‹ der Reihe *Postcolonial Studies* hat der transcript Verlag diese Idee wesentlich (mit-)unterstützt. Damit stellt der Band in der deutschen Fachverlagslandschaft sicherlich eine Ausnahme dar, denn postkoloniale Theorien tauchen (noch) nicht unbedingt als Namensgeber eigener Reihen auf – allenfalls finden sich die Arbeiten in Reihen zur Inter- und Multikultur, wobei diese Labels – lässt man sich auf die postkoloniale Kulturdefinition ein – gerade nicht passen.

Inwieweit postkoloniale Theorien zumindest Teile der Soziologie nachhaltig berühren, erschüttern oder gar erneuern können, bleibt vorerst eine offene Frage. Sicherlich bietet die Soziologie als Wissenschaft, die sich unter anderem professionell mit dem gesellschaftlichen Wandel beschäftigt, eine gute Basis, um soziale Phänomene und damit auch sich selbst immer wieder *neu* zu betrachten. In diesem Sinne wünschen wir uns viele kritische und produktive LeserInnen, die mit eigenen Arbeiten dazu beitragen, die Soziologie im besten Sinne zu ›provinzialisieren‹.

Wir danken

An erster Stelle möchten wir den AutorInnen in diesem Band danken, die durch ihre ebenso grundlegenden wie innovativen Beiträge das Projekt einer postkolonialen Soziologie im deutschsprachigen Raum wesentlich vorantreiben. Wir danken Gayatri Chakravorty Spivak für die genehmigte Neufassung ihres Textes und Henning Thies für die Übersetzung zentraler Textpassagen aus »A Critique of Postcolonial Reason«. Nikita Dhawan sei für die unkomplizierte und überaus herzliche ›Vermittlungsarbeit‹ in diesem Zusammenhang gedankt. Darüber hinaus gilt unser Dank Karin Werner und Michael Volkmer vom transcript Verlag, die uns bereits früh für die Idee begeistern konnten, die deutschsprachige Postkolonialismusdebatte in der Soziologie in einem Buchband zusammenzuführen und uns schließlich in der Verwirklichung dieser Idee wesentlich unterstützt und gefördert haben. Sie tragen durch ihr verlegerisches Gespür und durch ihr persönliches Interesse wesentlich zur Institutionalisierung der Postkolonialen Theorie in der deutschsprachigen Fachliteratur bei und konnten nicht zuletzt für die verlagseigene *Postcolonial-Studies*-Reihe wichtige internationale VertreterInnen Postkolonialer Theorie gewinnen. Imke Schmincke (LMU München) sei herzlich für ihre kritische Durchsicht einzelner Beiträge gedankt und Eva Ross (Universität Trier) für die Unterstützung bei der Erstellung des Typoskripts.

Die Herausgeberinnen, Trier/München im Juni 2009

Provincializing Soziologie.

Postkoloniale Theorie als Herausforderung

JULIA REUTER & PAULA-IRENE VILLA

Postkolonial? Der Begriff klingt für deutschsprachige SoziologInnen befremdlich. Und genau darin liegt dessen Potential.¹ In diesem Buch wollen wir zeigen, wie produktiv die Rekontextualisierung soziologischen Denkens und Forschens ist, die der postkoloniale Horizont ermöglicht. Insofern laden wir alle Lesenden ein, sich befremden zu lassen und das bislang Bekannte – so zum Beispiel Bourdieus Theorie der Praxis, die Diagnose der reflexiven Modernisierung oder die Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen – durch eine neue, vor allem aber komplexere Brille zu sehen. Diese Brille bewirkt im Wesentlichen eine hinterfragende, de-essentialisierende, dekonstruktive Sicht auf folgende, oft implizite und darum umso wirkmächtigere Grundannahmen des Sozialen (wie wir im Laufe dieser Einleitung noch ausführlicher skizzieren und die vor allem in den einzelnen Beiträgen im Detail präsentiert und diskutiert werden):

1 | Befremdung als analytisches und methodologisches Potential ist freilich kein neuer Topos innerhalb der Soziologie und auch keine ›Erfindung‹ postkolonialer Reflexivität. Vgl. hierzu Hirschauer/Amman (1997) sowie Villa (2009). Allerdings steht eine fundierte Kritik an bisweilen naiven und romantisch-verklärenden Projektionen von ›Fremdheit‹ und ›Befremdung‹, der ›Anderen‹ und deren ›anderer Blick‹ innerhalb der deutschsprachigen Soziologie unseres Erachtens noch aus. Genau dies können die hier versammelten Beiträge leisten, zumindest in ersten Annäherungen. Vgl. insbesondere Ha (2005).

- *Identität* – vor allem als stabile Identifizierung mit vermeintlich stabilen soziokulturellen Positionen und Zugehörigkeiten wie Nation, Ethnizität, Geschlecht;
- *Differenz* – vor allem als ontologischer Status der Alterität zwischen etwa Ethnien, Religionen, Kulturen, Geschlechtern;
- *Universalismus* – als Annahme eines differenzübergreifenden Kerns von Bedeutungen, etwa von ›Moderne‹, ›Wissen‹, ›Rationalität‹ usw.;
- *Alterität/Fremdheit/Andere* – als an sich existierende ›Abweichungen‹ von der eigentlichen Form des Eigentlichen (›Eigenen‹, ›Vertrauten‹);
- *Eindimensionalität* – als vor allem methodologischer Rahmen, der in der sozialwissenschaftlichen Analyse einzelner Differenz- und Ungleichheitskategorien wie Religion, Geschlecht, Nationalität, Schicht von der komplexen Intersektionalität struktureller Verortungen konkreter Personen abstrahiert;
- *Wissen/Kritik* – als verobjektivierte, voneinander und von anderen Semantiken distinkte Formen der Reflexion und Forschung.

Sich hierauf einzulassen wird allerdings erfordern, die eigene Position als SoziologIn kritisch zu reflektieren. Und das heißt auch, das eigene soziologische Tun herrschaftskritisch zu rahmen. Zu den irritierendsten Stärken postkolonialer Perspektiven gehört nämlich die Reflexion des eigenen Standpunkts in epistemologischer, zugleich normativer und damit politischer Hinsicht als zwingend privilegierter Standpunkt. Anders formuliert: Postkoloniale Perspektiven ermöglichen eine ebenso ernüchternde wie horizontweiternde ›Provinzialisierung‹ der Soziologie in ihren bislang hegemonialen Formen, wie sie auch (und gerade!) für den deutschsprachigen Raum charakteristisch ist.² Mit Provinzialisierung meinen wir die, insbesondere in Deutschland, fällige Relativierung beziehungsweise Ver-Ortung der Soziologie als einer notwendigerweise partikularen. In Anlehnung an Dipesh Chakrabartys Losung »Provincializing Europe« beschreibt es ein Programm, das in die soziologische Geschichte der Moderne, aber auch in die moderne Geschichte der Soziologie die Ambivalenzen, die Widersprüche, die Gewaltanwendung, Tragödien und Ironien einzuschreiben vermag, die sie begleiten – und die eben nicht als Anachronismen, Rückfälle oder Marginalia verschleiert, sondern als konstitutiver Bestandteil der europäischen Moderne verstanden werden (vgl. hierzu v.a. Chakrabaty 2002: 305ff.). Was dies im Einzelnen bedeutet, wird

2 | Dank an Marian Burchardt für diese Formulierung.

anhand der Beiträge in diesem Band deutlich werden. An dieser Stelle wollen wir lediglich programmatisch festhalten, dass eine postkoloniale Rahmung der deutschsprachigen Soziologie unseres Erachtens zur (Selbst-)Reflexion über die materiell-strukturelle wie symbolisch-kulturelle und metaphorische Ver-Ortung der eigenen soziologischen Praxis zwingt. Zwar ist diese Form der Reflexivität mitnichten neu – sie ist seit jeher Lippenbekenntnis der Soziologie als »Reflexionswissenschaft« (vgl. Nassehi 2003: 27ff.) und sie ist schon lange konstitutives Charakteristikum derjenigen Bereiche des Faches, die sich an den lebensweltlich wirksamen Ungleichheiten orientieren, allen voran der Geschlechterforschung –, doch systematisch umgesetzt wird die Reflexion auf den eigenen Standpunkt in der Soziologie noch lange nicht. Kritische *Selbstreflexion* gilt, dies darf getrost behauptet werden, nach wie vor als politisch (wie in ›versus‹ wissenschaftlich) und als eher lästige Nabelschau (oder schlimmer: Verknechtung durch die ominöse *political correctness*). Postkoloniale Perspektiven sehen exakt hierin eine Herrschaftsgeste, die darin besteht, sich mit bestimmten Fragen und Problemen nicht beschäftigen zu müssen, weil man von ihnen profitiert. So gesehen und alltagsweltlich formuliert, haben ›AusländerInnen‹ eine ethnische Identität, ›Schwarze‹ eine Hautfarbe, ›Frauen‹ ein Geschlecht, ›Homosexuelle‹ eine Sexualität oder ›Afrika‹ eine koloniale Vergangenheit. Dass mit einer postkolonialen Brille nicht nur klar wird, dass auch ›Deutschland‹ Teil kolonialer Konstellationen war, auch ›Deutsche‹ ethnisch konstituiert sind, auch ›Männer‹ ein Geschlecht haben usw. macht nicht nur ihr Reflexivitätspotential aus, sondern überdies die Verkomplizierung dieser Einsichten durch die Analyse der realen Verwicklungen, Komplizenschaften, Interdependenzen und (Un-)Gleichzeitigkeiten verschiedenster Zugehörigkeiten und Positionen.

Insbesondere für diejenigen SoziologInnen, die sich aus den hehrsten Gründen als kritisch, reflektiert/reflexiv und engagiert verstehen, stellen postkoloniale Perspektiven eine – auch emotional – diffizile Herausforderung dar. Was es heißt, »outside in the teaching machine« (Spivak 1993) zu sein, das heißt eine zwar einerseits marginalisierte Position innerhalb des andererseits dann doch anerkannten und institutionalisierten Kanons in den ›westlichen‹ Zentren einzunehmen, ist eine schwierige und ausgesprochen ambivalente Frage. Die entsprechende Artikulation »dissidenter Partizipation« (Hark 2005) – etwa als MigrantInnen und/oder FeministInnen in der (deutschsprachigen) Soziologie – ist entsprechend fragil und widersprüchlich, nicht zuletzt weil sie provoziert durch die Entlarvung der Partikularität jedweder Position sowie der faktischen Uneindeutigkeit vermeintlicher Klarhei-

ten. So arbeiten die *Postcolonial Studies* heraus, dass es mitnichten klar ist, wer und wie die hegemonialen ›Zentren‹ und wer beziehungsweise wie die marginalisierten Ränder sind. Unklar ist auch, wer beziehungsweise wie ›Subalterne‹ sind und welche Artikulationen sie (re-)präsentieren (vgl. Spivak 2008; Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003). Es ist »niemals richtig klar [...], wer oder was hier wen bestimmt«, so Spivak in diesem Band. Solche Veruneindeutigungen sind der Verwobenheit von Kontext und Text, von soziostrukturellen Positionen einerseits und inhaltlichen Analysen und Wissensformen andererseits geschuldet, auf die die *Postcolonial Studies* hinweisen und die eine Reihe der Beiträge in diesem Band entfalten. Dabei ist vor allem wichtig, dass eben nicht – wie die traditionelle sozialwissenschaftliche Migrations- oder auch Teile der Frauen- und Geschlechterforschung meinen – nur die markierten Kontexte partikuläre Texte hervorbringen. Es sind also keinesfalls nur die ›Anderen‹ ethnisch, nicht nur die Frauen geschlechtlich, nicht nur der ›Süden‹ auf einer Landkarte verortet – auch Männer sind geschlechtlich konstituiert, auch ist Weiß-Sein Effekt komplexer und sehr wirkmächtiger rassischer Konstitutionen, auch ›der deutsche Soziologe‹ ist ethnisch, national usw. positioniert. So ist *jede* Position eben eine Position – wer das, auch und gerade inhaltlich in der eigenen Arbeit, zu leugnen in der Lage ist, genießt die strukturell erzeugten Dividenden hegemonialer Positionen.³ Dass dies noch lange nicht in der deutschsprachigen Soziologie angekommen ist, mag der Hinweis auf den letzten Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Jena, Oktober 2008) verdeutlichen. In Jena konnte man sich ziemlich sicher sein: Wenn im Titel nichts drauf steht, ist sicher Deutschland im Vortrag drin. Ist hingegen von China, Indien oder der Schweiz die Rede, wird das auch explizit im Titel markiert. Das erinnert an die mediale Logik der ethnischen Markierung von ›Jugendlichen türkischer Herkunft‹, wohingegen die ›Jugendlichen‹ quasi selbsterklärend ›die Deutschen‹ sind. Die postkolonial geschliffene Brille sieht in solchen Beispielen die komplexen und effektiven (Herrschafts-)Strategien der Unsichtbarmachung und Markierung einzelner Positionen.

Dass sich dadurch auch die analytischen Werkzeuge der Soziologie sowie das empirische Instrumentarium ändern, ist ebenfalls irritierend: Die postkolonialen ›Fremden‹ stellen durch ihre dezidierte Bezugnahme auf soziologische TheoretikerInnen und Theoreme den Anspruch, die Soziologie phänomenologisch wie (sozial-)theoretisch zu erweitern. Dies gilt insbesondere für den Bereich der Soziologie

3 | Frei nach Connells Formulierung der »patriarchalen Dividende« (Connell 1999: 100).

der (kulturellen) Globalisierung, in der sich – langsam, aber sicher – eine postkoloniale Perspektive etabliert (vgl. hierzu auch Gabbert in diesem Band). Dies gilt aber auch für andere Soziologien, führend die Migrations- und Geschlechtersoziologie, in denen die Rezeption postkolonialer AutorInnen zunehmend von den Rändern in die Zentren der Aufmerksamkeit rückt. Dennoch bedeutet dies nicht automatisch die Heraufkunft einer postkolonialen Soziologie. Während in der angloamerikanischen Rezeption postkoloniale Ansätze im Kontext der *Cultural Studies* bereits eine kritische Rekonstruktion der bisherigen wissenschaftlichen Paradigmen einschließlich des Umschreibens der Sozialtheorien angestoßen haben (vgl. Reuter/Wieser 2006), bleibt es hierzulande – wenn überhaupt – nicht selten bei der Erwähnung postkolonialer AutorInnen und Konzepte innerhalb spezieller Soziologien. In die als Zentren des Faches anerkannten Felder – (Gesellschafts-) Theorie, Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung, Organisations- und Wirtschaftssoziologie oder die Handlungstheorien – haben sie dagegen noch wenig bis gar keinen Eingang gefunden. Innerhalb der *deutschsprachigen* Soziologie ist dies sicher auf das historisch sedimentierte Selbstverständnis deutschsprachiger Länder, vor allem Deutschlands selbst, als kulturell homogene Nicht-Einwanderungsgesellschaften zurückzuführen.⁴ Für die Soziologie kommt verstärkend hinzu, dass die tatsächlich stark von deutschen Autoren geprägte Geschichte des Faches mit ihren wirkmächtigen ›Gründungsvätern‹ wie Karl Marx, Max Weber, Georg Simmel, Ferdinand Tönnies usw. eine nationale Verengung des Faches lange Zeit legitimiert hat. Dies hat nicht nur Auswirkungen auf die Entdeckung, Thematisierung und Analyse gesellschaftlicher Phänomene, das heißt auf die Deutungsmuster der (Alltags-)Welt. Es leitet auch das Wissen in der wissenschaftlichen Welt an: Wie die Soziologie sich selbst als Fach – auch im Verhältnis zu anderen Fächern – sieht, welche Aufgabenteilung sie prägt, welchen Stellenwert ihre Diskurse besitzen und wie sie diese plausibilisiert, das ist bislang durchgängig national gerahmt.⁵ Um

4 | Es ist in diesem Zusammenhang nicht verwunderlich, dass ein wesentlicher Teil der deutschen Postkolonialismuskritik – auch in unserem Band – selbst von ›provinzialisierten‹ SozialwissenschaftlerInnen geführt wird, insofern sie durch ihre ›fremden‹ Namen und biographischen Konstellationen besondere ›partikulare‹ Positionen in Deutschland zugewiesen bekommen.

5 | Vgl. hierzu Ulrich Becks Kritik am »methodologischen Nationalismus« der Soziologie (vgl. Beck 1998: 48f.).

diese doppelte Verortung des soziologischen Wissens mit Hilfe einer postkolonialen (Erkenntnis-)Theorie geht es im vorliegenden Band.

Was ist Postkoloniale Theorie?

Dass die deutschsprachige Soziologie bislang die Postkoloniale Theorie wenig zur Kenntnis genommen hat, ist mitunter der Tatsache geschuldet, dass Letztere keine *einheitliche* Theorieschule bildet, sondern sich vielmehr als ein komplexes, zuweilen diffuses Theoriefeld präsentiert, das zudem stark von Kultur- und LiteraturwissenschaftlerInnen dominiert wird. Ein üblicher – nicht nur soziologischer – Vorwurf lautet, dass Postkoloniale Theorie, im angelsächsischen Kontext auch als *Postcolonial Studies* bezeichnet, streng genommen überhaupt keine Theorie darstelle. Dem stimmen auch wir zu. Bei postkolonialen Zugängen handelt es sich vielmehr um verschiedene Beiträge mit unterschiedlichen theoretischen und analytischen Ansätzen, die jedoch alle ein gemeinsames Merkmal aufweisen: »[S]ie gehen alle von der Methode aus, über die Dekonstruktion von Essentialismen einen kritischen erkenntnistheoretischen Kontrapunkt zu den dominierenden Modernitätskonzepten zu entwickeln.« (Costa 2005: 221) Unter Dekonstruktion wird dabei sowohl ein Verfahren wie auch eine Perspektive verstanden – eine in den Worten Derridas »Lektürestategie« für soziale Texte oder auch »Skripte« jedweder Art –, die die immanente Kontextualität und die (machtgetränkte) Herstellung von sichtbaren »objektiven« Bedeutungen aufzeigt. Bedeutungskonstitution in dekonstruktivistischer Perspektive ergibt sich insbesondere durch die Spuren dessen, was unsichtbar gemacht und ausgeschlossen wird, und durch die »différance« (Derrida 2004), das heißt der unvermeidlichen und prinzipiell unabschließbaren inter- und innertextuellen Verschiebung von Sinn.⁶ Postkoloniale Ansätze teilen die Annahme: Keine Bedeutung und keine Kategorie ist selbstevident, keine ist zwingend – insbesondere nicht vermeintlich selbstverständliche, faktisch asymmetrische Begriffspaare wie Okzident-Orient, Nord-Süd, modern-traditionell, entwickelt-unterentwickelt, rational-exotisch, eigenfremd, progressiv-konservativ usw. und deren Gebrauch im (auch wissenschaftlichen) Alltag.

Auch die Bezeichnung »postkolonial« ist keinesfalls selbsterklärend, zum einen weil die Vorsilbe »post-« nicht zwangsläufig als historische Kategorie eines einfachen Verhältnisses des »Danach«, einer

6 | Vgl. auch Villa (2006) für eine kompakte Darstellung.

›nach-kolonialen Situation‹ gelesen werden darf, bei der die politische Unabhängigkeit ehemaliger Kolonialländer von den westlichen Kolonialmächten markiert wird (vgl. Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1995: 1ff.; Castro Varela/Dhawan 2005: 23; Ha 1999: 84f.; Reckwitz 2008a: 96f.). Zum anderen, weil sie die binäre Form ›damals‹ und ›jetzt‹, in der koloniale Begegnungen lange Zeit gedacht wurden, selbst in Frage stellt. Das Präfix ›Post‹ ist also weder Ausdruck einer Abfolge noch einer Polarität (vgl. Hall 2002: 226; Bhabha 1997: 128). So ist auch der Begriff ›postkolonial‹ eher als eine politisch motivierte Analysekategorie zu verstehen, die einerseits die nachhaltige Prägung der globalen Situation durch Kolonialismus, Dekolonisierung und neokolonialistische Tendenzen aufzeigt – und damit nicht nur die aktuelle Wirkmächtigkeit eines unabgeschlossenen Kolonialdiskurses konstatiert, sondern auch ein chronologisches Geschichtsverständnis kritisiert. Andererseits wird über diese Feststellung eine diskurskritische Kulturtheorie auf den Weg gebracht, die eurozentrische Wissensordnungen und Repräsentationssysteme ins Visier nimmt (vgl. Bachmann-Medick 2006: 184; Castro Varela/Dhawan 2005: 24f.). Insofern wird die Postkoloniale Theorie gerne auch als ›theoretischer Widerstand‹ beziehungsweise ›Theorie(n) des Widerstands‹ titulierte – gegen unilineare, eurozentrische, vermeintlich unpolitische und damit ebenso einseitige wie diskriminierende Mainstream-Theorien von kultureller/nationaler Identität, gesellschaftlichen Machtbeziehungen, sozialem Wandel und Integration und deren akademischer Diskursivierung.

Postkoloniale Ansätze konvergieren weniger in ihren theoretischen Verweisen und Grundannahmen als vielmehr in ihrer methodologischen Zugangs- beziehungsweise Sichtweise auf soziale Probleme: Die häufig als ›verschoben‹ beziehungsweise ›seitenverkehrt‹ bezeichnete Perspektive zeichnet sich dadurch aus, die Gegenstände ihrer Analyse von ›außen‹, von ihrer ›Begrenzung‹ beziehungsweise ›Grenzziehung‹ her zu betrachten. Denn jedes Phänomen, jeder Gegenstand – so die Grundannahme – existiert nur in Relation zu einer Macht-Wissens-Struktur und wird durch diese geformt. Auch widerständige, kritische, marginalisierte Positionen sind demnach verwickelt mit den hegemonialen Positionen, gegen die sie sich richten. Komplizenschaft ist in diesem Zusammenhang ein zentraler, komplexer Begriff (vgl. Spivak in diesem Band). Postkoloniale AutorInnen – die sich häufig selbst als Rand- beziehungsweise GrenzgängerInnen verstehen – gehen von der Idee aus, »dass von den Rändern oder Peripherien her die Machtstrukturen und Organisationsstrukturen des Wissens klarer sichtbar werden« (De Sousa Santos 2005: 201). Ihr Blick richtet sich auf das konstitutive Außen als verborgene und zugleich konstitutive

Kehrseite von kulturellen Universalisierungsprozessen ganz im Sinne des Poststrukturalismus und des Dekonstruktivismus. Das heißt, der Kolonialismus wird nicht als Nebenerscheinung der ›Moderne‹ oder des ›Kapitalismus‹ aufgefasst, sondern als ihr konstitutiver Bestandteil. Damit gerät dasjenige, was auch soziologisch als ›Eigentliches‹ tradiert wurde – zum Beispiel die westliche Moderne – als eine Semantik und Konstruktion in den Blick, die durch ihr Außen ko-konstituiert ist. Und damit wird der analytische Blick gewissermaßen umgedreht beziehungsweise verschoben: nicht mehr vom definitiven Zentrum auf die davon abweichende Peripherie, sondern von der Peripherie her auf die (historischen und politischen Prozesse der) Konstitution der Differenz zwischen Peripherie und Zentrum sowie deren wechselseitige Bedingtheit (vgl. auch Reckwitz 2008a: 95).

Auch die Bezeichnungen Postkolonialismus, Postkoloniale Theorie beziehungsweise *Postcolonial Studies* lassen sich nicht unbedingt synonym verwenden, bezeichnen doch strenggenommen die *Postcolonial Studies* den materialen, empirischen Zweig des Postkolonialismus, während die Postkoloniale Theorie, beziehungsweise *Postcolonial Theory* im Englischen, für den stärker theoretisch-konzeptionellen Zweig steht (vgl. Reckwitz 2008a: 97). Diese Differenzierung ist nicht zuletzt den unterschiedlichen Entwicklungslinien und Einflussfaktoren geschuldet, die zur Entstehung des Postkolonialismus geführt haben:⁷ Eine zentrale Entstehungsbedingung waren die anticolonialen Widerstandsbewegungen, die sich auf der Basis der jeweiligen nationalen Unabhängigkeits- und Befreiungskämpfe während der Phase der Dekolonisierung in den ehemaligen Kolonialgesellschaften Afrikas, Indiens, der Karibik usw. herausgebildet haben. Neben der Négritude-Bewegung und dem Pan-Afrikanismus der 1930er und 1940er Jahre zählten hierzu vor allem auch anticoloniale Bewegungen der Nachkriegszeit, insbesondere im Umkreis der Entkolonialisierungskonflikte wie dem Algerienkrieg. So stand der Postkolonialismus in der Anfangsphase weniger für ein theoretisches Programm, sondern mehr für eine Plattform für ›Befreiungsideologien‹ von Intellektuellen, die selbst in dieses Erfahrungsumfeld von Entkolonialisierungskonflikten und Versuchen der Identitätsfindung als Minderheit ver-

7 | »Postkoloniale Theorien sind selbst (wie ihr Feind) Produkt einer Geschichte, kontextbedingt entstanden, von hegemonialen Sozialwissenschaften in anderen geopolitischen Räumen erschaffen, durch andere theoretische und analytische Rahmenkonzepte beeinflusst, vor allem aber durch andere Prozesse, Praktiken und Organisation der wissenschaftlichen Erkenntnis hervorgebracht.« (De Sousa Santos 2005: 217)

wickelt waren. Als einer der berühmtesten Vertreter dieser (Gründungs-)Phase des Postkolonialismus gilt der in Martinique geborene Psychiater Frantz Fanon, der am Befreiungskampf der französischen Kolonie Algerien teilnahm. Sein Buch *Schwarze Haut, weiße Masken* (1952), das mit Hilfe psychoanalytischer Modelle die Auswirkungen der rassistischen kolonialen Unterdrückung auf die kolonisierten Subjekte und deren Kompensationsstrategien untersucht, gilt als Vorläufer der Postkolonialen Theoriebildung.⁸ Erst in den 1970er Jahren kam es jedoch zum Umschwung von historisch-politischen Ansätzen hin zu einer (kultur-)philosophisch-theoretischen Ausrichtung (vgl. Bachmann-Medick 2006: 187) – bedingt durch die Einsicht, dass koloniale Macht nicht nur politisch oder ökonomisch, sondern auch diskursiv über das (westliche) Wissenssystem ausgeübt wird (ebd.), bedingt aber auch durch die differenztheoretische Rezeption französischer Poststrukturalisten wie Foucault oder Derrida sowie der aufkommenden Postmoderne-Debatte (vgl. Reckwitz 2008a: 97). Obwohl Postkolonialismus ebenso wie Postmodernismus Kategorien der (kritisch-emanzipativen) Rekonfiguration/Transformation kennzeichnen (vgl. Kerner 1999: 35), meinen sie – vor allem empirisch – nicht dasselbe. Denn während sich der Postmodernismus auf die Zentren der abendländischen Gesellschaft bezieht, liegt der Fokus des Postkolonialismus auf den ›Peripherien‹ ›unserer‹ Gesellschaften beziehungsweise gleich auf den ›fremden‹ Gesellschaften in geopolitischen Randgebieten und ihren komplexen Abhängigkeitsbeziehungen zum Westen – in den Worten De Sousa Santos (2005: 205): In der Postkolonialen Theorie geht es immer schon um beide Seiten und um ihre Dialektik, um »den Norden und den Süden« oder, in den Worten Stuart Halls (1992), um »the West and the Rest«.⁹ Edward W. Saids Analyse der Dialektik west-

8 | Unter der »Soziologie der Dekolonisation« (vgl. hierzu Grohs/Tibi 1973) verbirgt sich ein Mix theoretischer Positionen in Anlehnung an Dependenztheorie und die Arbeiten Fanons mit dem Ziel, »einen analytischen Beitrag zu leisten, die Strukturen der Abhängigkeit zu erkennen sowie die Hürden und Schwierigkeiten ihrer Überwindung zu thematisieren« (Luig 2002: 74).

9 | Wörtlich heißt es bei De Sousa Santos: »Durch die Metapher des Südens stelle ich die Nord-Süd-Beziehungen ins Zentrum der Neuerfindung der sozialen Emanzipation und setze mich ausdrücklich gegen das herrschende postmoderne und poststrukturalistische Denken ab [...], da dort die imperiale Unterordnung des Südens unter den Norden nicht thematisiert wird, als ob der Norden, also wir, lediglich ›Wir‹ wären und nicht ›wir und sie‹.« (De Sousa Santos 2005: 205)

licher Diskurse und orientalischer Mythen (Said 1978) bildet hierfür ein anschauliches Beispiel und gilt mittlerweile als »Gründungstext« der Postkolonialen Literatur. Von seinem zum Klassiker gewordenen Text *Orientalism* (1978) aus entfaltet sich quasi die »Heilige Dreifaltigkeit« (»Holy Trinity«) der Leitfiguren des Postkolonialismus, zu denen neben dem in Palästina geborenen Edward W. Said die indische Literaturwissenschaftlerin Gayatri C. Spivak und der indische Literaturwissenschaftler Homi K. Bhabha zählen (vgl. Bachmann-Medick 2006: 189).¹⁰ Diese AutorInnen haben die *Postcolonial Studies* als auch theoretisches Projekt artikuliert, etwa durch die Anwendung der Foucault'schen Diskurstheorie und des Hegemoniebegriffs von Antonio Gramsci auf literarische, religiöse und wissenschaftliche (Herrschafts-)Diskurse der europäischen Kultur (Said)¹¹, des marxistischen Begriffs der Subalternität und der hegemonialen Macht auf die Situation der Frauen im indischen Kastenwesen (Spivak), der Derrida'schen Dekonstruktion auf politisch und sozialwissenschaftlich wirksame Kategorien (Spivak) oder der Lacan'schen Spiegelmetapher und des Freud'schen Fetischkonzeptes auf die Identitätsbildungsprozesse kolonisierter Subjekte (Bhabha). Neben ihren innovativen wissenschaftlichen Arbeiten, die wesentlich zur Theoretisierung der Postkolonialen Theorie beigetragen und die entsprechenden Theoriestränge entscheidend gestaltet haben, ist es nicht zuletzt dem persönlichen Engagement dieser AutorInnen zu verdanken, dass die Postkoloniale Theorie

10 | Offensichtlich beschränkt sich der Postkolonialismus nicht nur auf die drei AutorInnen Said, Spivak und Bhabha. Im *Post-Colonial Studies Reader* werden zum Beispiel insgesamt 74 PC-AutorInnen kanonisiert (vgl. Ashcroft/Griffiths/Triffin 1995).

11 | Saims Werk gilt auch als ein Vorreiter der sogenannten »Weltliteraturdiskussion«, in der es um eine von der Peripherie (Indien, Afrika, Karibik usw.) ausgehende Re-Definition von Weltliteratur geht, genauer: um die Aufdeckung der kolonialistischen Implikationen europäischer Literatur, der frankophonen, angelsächsischen Commonwealth Literature (Bsp. Shakespeare-Dramen, Defoe, Brontë, Conrad, Kafka), wie es in dem programmatischen Sammelband *The Empire Writes Back* (1989) von Ashcroft/Griffiths/Tiffin heißt. Die Vielfalt der Rezeptionsrahmen der Orientalismusstudie und die damit zusammenhängende Vielfalt der theoretischen sowie politischen Verortungen des Autors – als neoliberaler Kosmopolit, als literaturwissenschaftlicher Poststrukturalist, als radikaler Internationalist, als palästinensischer Widerständler – führt Markus Schmitz auf die gleichzeitige Anwendung konkurrierender Theorien und die weit gefasste Themenwahl des Buches zurück (vgl. Schmitz 2008: 134f.).

ihr unverwechselbares ›Gesicht‹ bekommen hat. Postkoloniale AutoInnen adressieren ihre Arbeiten häufig nicht nur an die ›akademische Welt‹, sondern intervenieren gezielt in öffentlichen Kontroversen und verkörpern damit einen spezifischen Typus des/der »öffentlichen Intellektuellen« (vgl. auch Randeria 2004: 18f.; sowie Nandi in diesem Band).

Während die gegenwärtige Postkolonialismusliteratur durch die von Said, Spivak und Bhabha ausgehende kritische Rezeption europäischer, insbesondere französischer Axiome des philosophischen Poststrukturalismus geprägt ist und nach wie vor geprägt wird, ist in den letzten Jahren/Jahrzehnten gleichfalls neben der Öffnung gegenüber neuen Theorien/theoretischen Ansätzen auch ein verstärkter Anwendungsbezug postkolonialer Ansätze erkennbar. Aufgrund der alltäglichen Sichtbarkeit kultureller Globalisierung – bedingt durch die globale Marktwirtschaft, Migration und Medialisierung – und auch damit einhergehender Kommerzialisierungen von ›Differenz‹ (vgl. kritisch Ha 2005), ist eine stärkere Hinwendung zu Theorien und Modellen der empirischen Kulturwissenschaften auszumachen, führend aus der *Cultural Anthropology* und Ethnologie, aber auch aus der neueren Kultursoziologie. Andreas Reckwitz spricht in diesem Zusammenhang nicht nur von einer zunehmenden empirischen Ausrichtung der Postkolonialen Theorie, sondern auch von ihrer verstärkten Soziologisierung (vgl. Reckwitz 2008a: 98). Insbesondere in den Analysen zur kulturellen Globalisierung stehen weniger die textuellen Repräsentationen des kolonisierten Anderen im Vordergrund als vielmehr die sozialen Praktiken der Identitätskonstitution, Integration und Vergemeinschaftung im globalen Raum (vgl. ebd.). Es werden dabei nicht nur die ehemaligen Kolonialmächte und Kolonialländer – empirisch – ins Auge gefasst, sondern im bereits skizzierten Sinne die Konstitutionsprozesse des ›Eigentlichen‹, der Zentren und Hegemonien. Die postkoloniale Perspektive findet überdies zunehmend auch dort Anwendung, wo auf den ersten Blick keine ›kolonialen‹ Abhängigkeits- und Unterdrückungsverhältnisse existieren – etwa wenn es um die Analyse von Identitätskonstruktionen junger muslimischer Frauen beziehungsweise türkischer MigrantInnen im deutschen Alltag geht (vgl. exemplarisch Nökel 2002), der Darstellung der HipHop-Kultur in großstädtischen Räumen (vgl. exemplarisch Winter 2004) oder des alltäglichen Mode- und Fernsehkonsums von Jugendlichen (vgl. exemplarisch Ha 2005). In dieser stärkeren Fokussierung auf Alltagspraktiken, -ethiken und -ästhetiken, Gebrauchs- und Aneignungsweisen symbolischer Formen sowie Ausdrucksformen kultureller Identitäten angesichts der globalen Kommunikations- und Migrationsströme äh-

nelt die Postkoloniale Theorie nicht nur den *Cultural Studies* (vgl. Winter/Hörning 1999: 10).¹² Die ›Übersetzung‹ Postkolonialer Theorie für andere, alltagsbezogene Kontexte sowie ihre empirische Ausrichtung machen sie auch für stärker sozialwissenschaftlich orientierte Analysen interessant.

In diesen Zusammenhang fällt schließlich auch die Institutionalisierung der Postkolonialen Theorie als (Fach-)Disziplin, zum einen, weil sie über die Auseinandersetzung mit einschlägigen Modellen und Begriffen selbst neue konzeptionelle Analyseangebote macht und neue Leitbegriffe (und damit auch Forschungsfelder) definiert – wie etwa den Begriff der ›Hybridität‹, des ›Third Space‹, der ›Kreolisierung‹ oder der ›Liminalität‹. Zum anderen, weil sie den Anspruch erhebt, als empirische Gegenwartswissenschaft die globale Vielfalt diskursiver ebenso wie materieller Unterdrückungs- und Marginalisierungseffekte (imperialer) Herrschaft und die damit einhergehende Konstruktion des ›Anderen‹ (›Othering‹) selbständig und innovativ aufarbeiten zu können. Die gesamte Transnationalismus- und Intersektionalitätsforschung, aber auch die neueren Arbeiten zur (migrantischen) Identitätspolitik zählen zu den innovativsten ›Denkbaustellen‹, die aus der kulturtheoretischen Öffnung wie Empirisierung der Postkolonialen Theorie hervorgegangen ist.¹³

Die gegenwärtige Postkoloniale Theorie fordert auf, neben der Revision klassischer Wissenschaftstheorien und -modelle auch die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse neu zu betrachten. Wie schon zu ihren Anfängen setzen sie sich weiterhin für die akademische Sichtbarmachung der Veränderbarkeit der sozialen Welt ein (vgl. Kerner 1999: 36; Bachmann-Medick 2006: 185). Dieser dezidiert politische Anspruch hebt die Postkoloniale Theorie von ›werturteilsfreien‹ Sozialtheorien ab, wie die postkolonialen AutorInnen im Übrigen selbst immer wieder betonen: Postkoloniale Theorie ist Erkenntnispolitik, die als »Gesamtprojekt einer Entthronung des Eurozentris-

12 | Vor allem in der englischen Ausprägung der *Cultural Studies* im Anschluss an Stuart Hall, wie sie seit Mitte der 1980er Jahre vom *Birmingham Center for Contemporary Studies* betrieben wird, sind beide Felder nahezu identisch (vgl. Costa 2007: 93), wobei Spivak das Verhältnis von *Postcolonial* und *Cultural Studies* durchaus kritisch sieht (in diesem Band).

13 | Gegenwärtig schlägt sich die Institutionalisierung Postkolonialer Theorie in Instituts- wie Stellenprofilen, Lehr- wie Tagungsprogrammen, aber auch in der Fachliteratur- wie Fachverlagslandschaft nieder. Zur Intersektionalitätsdebatte, die sich in der Geschlechterforschung verortet, vgl. Kerner in diesem Band sowie Klinger/Knapp (2008).

mus« beziehungsweise als »Kampf um den großen Kanon« konzipiert wird (vgl. exemplarisch Said 1997: 90). Ihr Selbstverständnis steht geradezu im Widerspruch zu positivistischen Wissenschafts- und Theorieverständnissen mitsamt ihren verdinglichenden Begriffen, klar konturierten Fachidentitäten, reduktionistischen Analysen einzelner sozialer Kategorien, »objektiven« Quantifizierungen und Repräsentationen usw. Insbesondere in den letzten Jahren lässt sich hier eine Professionalisierung postkolonialer Wissenschaftskritik ausmachen, die auf der Grundaussage basiert: »Wissenschaftliche Aussagen sind politisch, weil jede Aussage ihrem Entstehungsort verpflichtet ist.« (Vgl. Costa 2005: 221) So knüpfen postkoloniale Perspektiven an die in der feministischen Theorie schon lange diskutierte und systematisch bearbeitete »politics of location« (Rich 1986) an und führen diese kritisch fort.

Die Postkoloniale Theorie – so könnte man sagen – tritt nun in ihre vierte Phase, in der sie sich nach der materialreichen Analyse kultureller Globalisierungsprozesse nun wieder verstärkt – wie in den 1970er Jahren – der wissenschaftstheoretischen Seite zuwendet und das diskursive (Selbst-)Verständnis hegemonialer Fachidentitäten mit Hilfe von vor allem sozialwissenschaftlichem Analysewerkzeug dekonstruiert. Auf der Grundlage der Arbeiten postkolonialer »Klassiker« liegt es nun an ihren »SchülerInnen«, diesen *postcolonial turn* zur postkolonialen Erkenntnistheorie mit Leben zu füllen. Federführend im deutschsprachigen Raum sind hier die Arbeiten von Sergio Costa, Maria do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan, Shalini Randeria. Der kritische Zugang und zugleich wissenschaftliche »Mehrwert« ihrer postkolonialen Zugänge besteht im Aufzeigen der Partikularitäten, Verengungen und blinden Flecken vermeintlich universaler oder eben nicht-normativer Begriffe und Theorien im (sozial-)wissenschaftlichen Feld. Sie zeigen auf, dass auch – und gerade – dort, wo »allgemeine« Theorie formuliert beziehungsweise universale Ansprüche auf Gültigkeit wissenschaftlicher Reflexion erhoben werden, faktisch Hegemonie ausgeübt wird. Begriffe, Theorien, Konzepte und auch Gegenstandsbereiche sind demnach immer sozial und politisch verortet; auch wissenschaftliches Wissen ist, um es soziologisch zu wenden, »seins- und standortgebunden« im Sinne Karl Mannheims – und die Möglichkeit, dies nicht zu reflektieren beziehungsweise in Rezeption und Kritik nicht mit dieser Gebundenheit konfrontiert zu sein, das macht die hegemoniale Position derjenigen sichtbar, die aus dem Zentrum heraus Wissenschaft betreiben. Wie bereits Said in seiner Fundamental-Kritik am westlichen/europäischen Orientdiskurs deutlich gemacht hat, geht es auch in den vornehmlich wissenschaftssoziologisch argumentieren-

den postkolonialen Arbeiten um die Aufdeckung der methodischen Zirkularität (geistes-)wissenschaftlicher Erkenntnis, indem sie zeigen wollen, dass ›neue‹ Erkenntnisse, die von einem bestimmten Repräsentationssystem ausgehen, gleichzeitig dasselbe System widerspiegeln (vgl. v.a. Said 1978: 30f.; Costa 2007: 94).

Über die reine Kritik der Erkenntnisse des wissenschaftlichen Zentrums hinaus weisen postkoloniale Arbeiten nachdrücklich darauf hin, dass zwar minorisierte Standpunkte (etwa die von MigrantInnen) oder Regionen (Lateinamerika, Afrika, Karibik usw.) im Feld der Wissenschaft als ›anders‹ markiert sind, dass aber faktisch jedes Denken ›anders‹ ist. Allerdings haben aufgrund historischer Prozesse manche Standpunkte die Relevanz des Allgemeingültigen erworben, wohingegen andere als partikular und politisch wahrgenommen werden.¹⁴ Diese Kritik hat interessante und produktive Parallelen zur Verortung von feministischen und geschlechtertheoretischen Positionen etwa im Feld der sogenannten ›allgemeinen‹ Soziologie.¹⁵

Postkoloniale Kritik der Soziologie

Welche Aspekte der postkolonialen Wissenschaftskritik sind aus soziologischer Perspektive interessant beziehungsweise wo lässt sich eine dezidierte Soziologiekritik ausmachen? Grundsätzlich meinen wir, dass die Verkomplizierung, Dezentrierung und letztlich Dekonstruktion einiger Axiome der Soziologie den Kern postkolonialer Reflexivität ausmachen: Die Konstitution, Konstruktion und Konsumption von Differenz, die Entgegensetzung von Eigentlichem und Deviantem/Anderem, die Komplexität und Prozessualität von sozialen Verortungen und daraus resultierenden ›Stimmen‹ sowie Identitäten, die unauflösbare Verwobenheit von Kontext und Text – dies sind einige Kernfragen postkolonialer Soziologie.

Ein ganz zentraler, wenn nicht der zentralste Kritikpunkt liegt in der postkolonialen Kritik der (impliziten) Teleologie beziehungsweise des (impliziten) Universalismus der soziologischen Modernisierungs-

14 | Für postkoloniale Arbeiten gibt es diese Unterscheidung nicht, da es für sie keinen unparteiischen Raum für die Repräsentation des Sozialen schlechthin gibt.

15 | Erinnert sei hier etwa an Donna Haraways (1995) mittlerweile klassischen Beitrag zum ›situierten Wissen‹, in dem sie die Unmöglichkeiten einer vollständigen, universalistischen Perspektive in der Wissenschaft konstatiert.

theorie.¹⁶ Wie Sergio Costa anmerkt: »Die moderne Soziologie nimmt Werte, soziale Maßstäbe und Strukturen der als westlich definierten Gesellschaften als universelle Parameter für die Definition dessen, was eine moderne Gesellschaft ist.« (Costa 2005: 225) Costa greift hier wesentlich auf die Kritik sozialwissenschaftlicher Modernisierungstheorien von Shalini Randeria zurück, die durch das In-Beziehung-Setzen ›westlicher‹ Modernitätsdebatten mit ›indischen‹ Erfahrungen und Diskursen zum Thema bereits in den 1990er Jahren auf das Problem einer ethnozentrischen Soziologie der Modernisierung hingewiesen hatte (vgl. exemplarisch Randeria 1999b). Neben der Relativierung wie Präzisierung des Konzepts der ›Moderne‹ fördere die Auseinandersetzung mit ›anderen‹, in ihrem Falle ›indischen‹ Modernisierungsperspektiven vor allem die Einsicht, dass Modernisierungsprozesse in den Metropolen und Peripherien voneinander abhängen beziehungsweise ihre Entwicklung nur aus dem konstitutiven Bedingungsverhältnis heraus zu verstehen sind. Es handele sich im Ergebnis um »entangled modernities«, das heißt multiple und miteinander verwobene Modernitäten. Zentraler noch aber sei die Bedeutung der Positionalität der Akteure wie TheoretikerInnen innerhalb dieser Interaktionsbeziehung: Denn während die ›indischen‹ Modernisierungserfahrungen wie -debatten aufgrund der ungleichen Verteilung von Definitions- und Handlungsmacht von westlichen AutorInnen kaum zur Kenntnis genommen würden, hätte auf Seiten der ›indischen‹ SozialwissenschaftlerInnen durchaus eine – wenn auch selektive – Rezeption westlicher Theorien und Modelle stattgefunden (vgl. Randeria 2004: 28f.).

Auch wenn die postkoloniale Kritik am Modernisierungstelos scheinbar nur einen exklusiven Teil der Disziplin berührt, geht es ihr doch um mehr: Die Soziologie als Projekt der Moderne beruht auf deren Leitunterscheidungen – auch wenn sie in der Lage ist, dies systematisch zu reflektieren (vgl. Beck/Bonß 2001; Nassehi 2006). Schließlich waren nicht nur die soziologischen Klassiker selbst Betroffene wie Ak-

16 | Andreas Reckwitz (2008c: 227f.) zufolge lassen sich die großen soziologischen Erzählungen der Moderne entlang von vier Elementen bestimmen: 1. Struktur-Kultur-Differenz, das heißt die Zuschreibung von Struktur als Primat moderner und Kultur als Primat nichtmoderner Gesellschaften, 2. die Traditionalität/Moderne-Differenz, das heißt die raumzeitliche Expansion von Modernität auf Kosten von Traditionalität, 3. die Einheit/Linearität der Moderne, das heißt eine strukturbezogene Homogenität der Moderne, 4. die Rationalität moderner Muster, das heißt Geltung eines Rationalitätsnarrativs im weitesten Sinne.

teure der Modernisierung; auch die von ihnen begründeten Schulen, ebenso das nachfolgende makrosoziologische Denken, das durch die Globalisierungsdiskussion ein gewisses Revival erfahren hat, hält eine modernistische Soziologie am Leben (vgl. Costa 2007: 118f.). Stuart Hall (1992: 318) bringt es in seinem Schlusssatz zur Analyse des historisch geronnenen machtvollen westlichen Modernisierungsdiskurses, der zugleich ein Orientalismuskurs ist, auf den Punkt: »[O]ne of the surprising places where its [the discourse of ›the West and the Rest‹] effects can still be seen is in the language, theoretical models and hidden assumptions of modern sociology itself.«

Anstelle des generalisierenden Theoriestils (vgl. Costa 2005: 243) müsse die bisherige Theorie und Geschichte der Moderne mit einem neuen, ›dezentrierten‹ Blickwinkel konfrontiert und analysiert werden, »der nicht länger von einer scheinbar naturwüchsigen Modernisierung und Verwestlichung als ›master narrative‹ der Moderne ausgeht« (Reckwitz 2008a: 96), sondern der die Vielzahl und die Verflechtung der »geteilten Geschichten« (Randeria 2002) in den unterschiedlichen Entwicklungslinien der Modernisierung (»multiple modernities«) untersucht. Dafür war jedoch der soziologische Blick lange Zeit verstellt, da sich die Soziologie in ihrer hegemonialen Form implizit zuständig für westliche Gesellschaften – als ›eigentlich‹ moderne und damit ›eigentliche‹ Gesellschaften – wähnte und die Beschäftigung mit dem ›Anderen‹ aus der Moderne in die Kulturanthropologie ausgliederte oder als spezielle (Entwicklungs-)Soziologie an den Rand des Fachs drängte (vgl. Randeria 1999: 375). Dies hatte unter anderem zur Folge, dass wissenschaftliche VertreterInnen und Einsichten aus nicht-westlichen Gesellschaften nicht ernst genommen wurden – weder als Gegenstand soziologischer Forschung noch als Orte sozialwissenschaftlicher Produktion (ebd.: 373). Bis heute drückt sich dies in einer Soziologie der (Unter-)Entwicklung aus, die sich darüber legitimiert, dass sie die materiell ärmeren Gesellschaften immer noch als die unterlegenen und zivilisationsbedürftigen Anderen repräsentiert (vgl. Costa 2007: 117) – und als ›Sonderfälle‹ sowieso. Damit verbunden ist das Problem, dass nur wenige nicht-deutsche beziehungsweise migrantische SozialwissenschaftlerInnen in der deutschsprachigen akademischen Landschaft relevante Positionen innehaben. WissenschaftlerInnen aus europäischen Ex-Kolonien sind im deutschsprachigen Raum praktisch nicht vertreten (vgl. Costa 2005: 221).

Die Soziologie entstand als Fachdisziplin aus dem ›Geist‹ der imperialen Trennung zwischen einer europäischen Welt der Moderne und einer kolonisierten Welt ›vormoderner‹ Kulturen. Diese selbst höchst kolonialistische Trennung spiegelte sich in der institutionel-

len Trennung der modernen europäischen Gegenwartsdisziplin der Soziologie und einer auf die traditionellen, nicht-industrialisierten Gesellschaften Außereuropas fixierten Ethnologie beziehungsweise Kulturanthropologie – Letztere gewissermaßen als Verwalterin dessen, wovon sich die Moderne abgegrenzt hat (vgl. Conrad/Randeria 2002: 21; Reuter 2002: 142 oder auch Boatcă/Costa in diesem Band). Diese der Arbeitsteilung inhärente Polarität zwischen dem »Westen« und dem »Rest« prägt Stuart Hall zufolge auch das Muster des historischen Narrativs, das die moderne Soziologie in progressiven Theorien des Wandels bis heute verwendet (vgl. Hall 1992: 314ff.). Progressive Theorien des Wandels in Gestalt einfacher Modernisierungstheorien¹⁷ beziehen ihre Erklärungskraft, ihr Funktionieren, aus dem Gegensatz zu einer Nicht-modernen beziehungsweise traditionellen Gesellschaft. Dabei ist die Unterscheidung ›traditionell‹ und ›modern‹ mehr als eine bloße Kennzeichnung von sozialen Strukturen, sie ist eine idealtypische Konstruktion, die sich aus dem Bewegungsgesetz eines vielgestaltigen Differenzierungsprozesses generiert, bei der ›das Traditionelle‹ und ›das Moderne‹ für zwei unterschiedlich zu bewertende Differenzierungsgrade stehen, da ihnen eine progressive Unterscheidung zugrunde liegt (vgl. Reuter 2002: 190). Moderne Gesellschaften sind demnach *per definitionem* Gesellschaften des beständigen, schnellen und permanenten Wandels, traditionelle Gesellschaften zeichneten sich demgegenüber durch ihre Vergangenheitsfixiertheit und ein Raum-Zeit-Kontinuum aus (vgl. Hall 1999a: 397). Postkoloniale Arbeiten wollen einerseits diesen ›blinden Fleck‹ soziologischer Modernisierungstheorien aufzeigen und andererseits eine reflexive Soziologie der Modernisierung auf den Weg bringen, die sich nicht nur auf ihre zukünftigen unbeabsichtigten technischen, ökologischen und arbeitsmarktpolitischen Nebenfolgen und Risiken besinnt (vgl. Beck/Giddens/Lash 1990), sondern vor allem auch ihrer ursprünglichen kolonialen Experimentierfelder gewahr wird (vgl. Costa 2007: 101f.), in denen ›moderne‹ Projekte, Methoden und Techniken, zu meist noch bevor sie in Europa implementiert wurden, Anwendung fanden und bis heute finden.¹⁸

Neben dieser eher inhaltlichen Kritik des Postkolonialismus an

17 | Ulrich Beck unterscheidet zwischen ›einfachen‹ und ›reflexiven‹ Modernisierungstheorien bzw. -soziologien (vgl. Beck 1996: 34ff.).

18 | Dies betrifft nicht nur moderne staatliche Reformen, Reurbanisierungsprojekte oder staatliche Überwachungstechnologien, sondern etwa auch medizinische Praktiken und Therapien, allen voran im Kontext von sogenannten Reproduktionstechnologien.

der Soziologie werden auch methodologische beziehungsweise stilistische Kritikpunkte angeführt. So sieht etwa McLennon ein Problem in der Tatsache, dass sich die Soziologie – insbesondere in ihrer empiristischen Auslegung – auf das Erklären spezialisiert hat, demgegenüber aber schlecht beschreiben, berichten, evaluieren kann (McLennon 2003: 70). Weiter kritisiert er, dass die Perspektive, aus der heraus erklärt wird, in gewisser Weise nach dem Prinzip des »top-down« (Kontrollprozess) angelegt ist, während postkoloniale Konzepte immer schon als ausgehandelt beziehungsweise hybridisiert gelten (ebd.: 75). Insbesondere neuere ethnologisch inspirierte postkoloniale Ansätze sehen in Anlehnung an die fachinterne »Writing-Culture-Debatte« der 1980er Jahre (vgl. Marcus/George 1986) ebenso die Soziologie mit dem Problem der Textualität ihrer eigenen Verfahren konfrontiert. Ihr Vorwurf richtet sich gegen die Naivität soziologischer Geschichtsschreibung, die ihre Gesellschaftsbeschreibungen zuweilen für den schieren Ausdruck »nackter Tatsachen« zu halten scheint. Während in der Ethnologie die von der Linguistik inspirierte Writing-Culture-Debatte zu einer weitreichenden institutionalisierten Selbstkritik geführt hat, ist innerhalb der Soziologie die Reflexion der eigenen Methoden der Repräsentation – nicht nur der Erkenntnismodelle, sondern auch der (profanen) Sprach- und Schreibkonventionen, des Umgangs mit visuellen Darstellungen usw. – keinesfalls üblich (wenngleich präsent, vgl. Hirschauer/Amman 1997). Dies liegt nicht nur an der nach wie vor strikten – aber zunehmend angefochtenen – Abgrenzung des Fachs gegenüber Sprach- und Medienwissenschaften, sondern auch am fachinternen Habitus: Gerade soziologische Intellektuelle stellen gerne die Welt in Frage, aber selten die eigene (intellektuelle) Welt und seltener noch den eigenen Standpunkt in dieser (vgl. Bourdieu 2002). Hier kann eine postkoloniale Perspektive auf die »literarische Politik der Erkenntnis«, wie sie vor allem in den Arbeiten von Edward W. Said (z.B. Said 1997: 94f.) entwickelt wurde, interessante Fragestellungen und neue Forschungsfelder eröffnen. Denn auch soziologische Texte sind nicht bloß Texte – sie vertreten in der Regel bestimmte Werte, verfolgen ein bestimmtes Ziel, gehören einem bestimmten Genre an, sind in einem bestimmten Stil verfasst, unterscheiden zwischen guten und unbedeutenden AutorInnen beziehungsweise ziehen bestimmte Texte anderen vor (vgl. hierzu auch Köhler in diesem Band).

Soziologische Kritik des Postkolonialismus

Abgesehen davon, dass ein vorwurfsvoller Gestus gegenüber dem soziologischen ›Establishment‹ nicht immer eine gute Kommunikationsbasis für einen Dialog der Perspektiven darstellt, lassen sich auch einige der bereits oben genannten Kritikpunkte gegen die Postkoloniale Theorie selbst richten. So gibt etwa Costa zu bedenken, dass die fehlende effektive Einbindung postkolonialer Studien in die Soziologie an der postkolonialen Ignoranz gegenüber soziologischen Ansätzen selbst liegt. Insbesondere ihre Kritik an evolutionistischen Modernisierungstheorien bleibt seltsam ›hermetisch‹ gegenüber solchen modernisierungskritischen Beiträgen, die von der Soziologie selbst angestoßen wurden, wie etwa die Dependenztheorie oder Theorien reflexiver Modernisierung. Hier fehlt es seiner Ansicht nach an einer Dialogbereitschaft seitens der Postkolonialen Theorie, auch oder gerade gegenüber dem ›Establishment‹ (vgl. Costa 2007: 120).

Ein zweites Argument betrifft den Vorwurf, soziologische Erklärungsversuche formulierten implizit wie explizit einen universellen Anspruch: »In the universal language of modern social theory, the history of the West is always written as world history.« (Randeria 2002: 216) Auch wenn dies eher mehr denn weniger zutrifft, so neigt auch postkoloniales Theoretisieren mitunter dazu, im Zuge seiner zunehmenden Institutionalisierung und Kanonisierung selbst ›generalistische‹ Erklärungsmuster auszubilden.¹⁹ Denn, wie Sergio Costa anmerkt, Theorie(n) zu entwickeln und zu institutionalisieren birgt immer die Gefahr, die sozialen Erfahrungen den Prioritäten und konzeptionellen Kategorien des gewählten analytischen Ansatzes anzupassen, wobei die konkreten Erfahrungen reduziert und simplifiziert werden (vgl. Costa 2005: 243). So erscheint bisweilen die Kategorie des (Hyper-)Kolonialismus als Mastererklärung für sämtliche (Herrschafts-)Phänomene zu fungieren, was aus Sicht De Sousa Santos zu einfach für komplexe Gesellschaften gedacht ist: »[I]ch bin z.B. nicht der Ansicht, dass die Klassenbeziehungen immer und in derselben Form durch den Kolonialismus und durch die Kolonialität in ihren Determinierungen überformt werden.« (De Sousa Santos 2005: 210)

19 | Hinzu kommt, dass die zunehmende Popularisierung »postkolonialer Kritik« und ihr Inbeziehungsetzen zu leicht(er) vermarktbar Labels wie »Antirassistische Politik«, »Multikulturalismus« oder »Diversity« nicht nur zu einer Verwässerung ihrer Ideen/Ideale, sondern auch zu einem Verlust ihrer politischen Schlagkraft geführt hat (vgl. hierzu Castro Varela und Dhawan in diesem Band).

Mittlerweile ist auch die Kritik an der in Anlehnung an Bhabha prominent gewordenen postkolonialen Kategorie der Hybridität (Bhabha 1994) etabliert. Dies nicht unbedingt, weil der postkoloniale Grundsatz ›alles ist seit jeher hybrid‹ angezweifelt wird, sondern weil auch die Hybriditätskategorie nicht resistent gegen Essentialismen ist²⁰ und oft genug selbst zum Synonym des eigentlich zu erklärenden Prozesses wird, und weil sie selbst wieder Ideologien (Lob des Hybriden) befördern kann (vgl. Ha 2005). Schaut man in die gegenwärtige Kultur- und Medienlandschaft, drängt sich angesichts der zahlreichen Daily Soaps beziehungsweise Werbeplakate, welche die kulturelle Vielfalt als Visitenkarte nutzen, der Eindruck auf, dass das Hybride grundsätzlich als ›bereichernd‹ empfunden und in Kaffeewerbung, Musikvideos oder Modelabels gefeiert wird. Doch bleibt den ›Anderen‹ aus der Perspektive des Zentrums meist lediglich eine Unterhaltungsqualität. Ihre Repräsentation ist häufig auf eine für den Massenkonsum innerhalb einer ›Differenzkonsummaschine‹ (Terkessidis 2006) zurechtgestutzte Klischee-Fremdheit reduziert, die nicht frei von einem »rassistischen Exotismus« ist (vgl. Reuter/Bucakli 2004). Wie in solchen kommerziell erfolgreichen Prozessen der Ver-Änderung Projektionen und Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität verschmelzen, ist Gegenstand wiederum kritischer postkolonialer Theorien (vgl. Castro Varela/Dhawan 2005: 111ff.) sowie einzelner Studien (vgl. exemplarisch Ha 2005, Villa 2002).

Gewissermaßen klassisch ist auch der sogenannte ›Kulturalismusvorwurf‹, der kulturelle Differenzen als Bezugsrahmen für sämtliche Phänomene und Konflikte zugrunde legt, dabei aber ›materielle‹ Differenzen aus dem Blick verliert. Dies betrifft nicht nur die postkoloniale Theoriebildung, sondern auch die Entwürfe und Forderungen postkolonialer Identitätspolitik, denn die Anerkennung von Differenz reicht nicht aus, »wenn ökonomische, soziale und politische Bedingungen nicht die Gleichheit der Verschiedenheit garantieren« (De Sousa Santos 2005: 208f.). De Sousa Santos sieht einen Grund hierfür in der nach wie vor vorherrschenden Dominanz literatur- und kulturwissenschaftlicher Ansätze innerhalb der Postkolonialen Theorie: »Die postkolonialen Studien waren bisher vorherrschend kulturelle

20 | Während einerseits (organische) Hybridisierung durchaus gewissermaßen ein anthropologischer Normalfall ist und auch eine Kraft sein kann, die neue Formen der Identität hervorbringt, gibt es gleichermaßen machtvolle Versuche gerade angesichts und gegen (intendierte) Hybridität »reine« Identitäten und Kohärenz durch Schließungen und die Wiederbesinnung auf Tradition wiederzuerlangen (vgl. Hall 1994: 219).

Studien, kritische Analysen von literarischen und anderen Diskursen, von sozialen Mentalitäten und Subjektivitäten, von Ideologien und symbolischen Praktiken, die die koloniale Hierarchie voraussetzen sowie die Unmöglichkeit für den Kolonisierten, sich in seiner eigenen Begrifflichkeit zu äußern, und die sich selbst noch am Ende der politischen Kolonialbeziehung reproduzieren.« (De Sousa Santos 2005: 208) Man könnte auch bündiger formulieren: Die Betonung von ›kultureller Differenz‹ – bei ihrer gleichzeitigen Infragestellung und Problematisierung – verleitet dazu, sämtliche Differenzen und vor allem auch Ungleichheiten als kulturelle Konstruktion zu beschreiben und dadurch ›Kultur‹ selbst zu ontologisieren (vgl. kritisch Benhabib 2002 sowie Türkmén in diesem Band).

Rademacher sieht in der fachlichen Verengung der Soziologie einen Grund für die systematische Ignoranz Postkolonialer Theorie innerhalb der Sozialwissenschaften, die auf der Grundlage der Unterscheidung von wissenschaftlichen beziehungsweise diskursiv-logischen und literarisch-künstlerischen Texten (Rademacher 1999: 261) postkoloniale Literatur allzu schnell als ›fiktionale Thematisierung von hybriden Identitäten und Kulturen‹ abtun. Eine solche Diskursivierung kann – laut KritikerInnen –, so sehr diese auch einen Modus der Interpretation der sozialen Welt darstellt, eine soziologische Analyse nicht ersetzen. Auch McLennon formuliert den Vorwurf einer zu starken Literarizität postkolonialer Arbeiten – insbesondere der von Bhabha verfassten Schriften: »The work of Homi Bhabha, generally neglected by sociologists, has been central to recent debates within and about postcolonial theory. One problem is the rather opaque and elliptical quality of his keynote collection.« (McLennon 2003: 73) Doch ist auch zu fragen, und wir tun dies, wem die vor allem im deutschsprachigen Raum gebräuchliche strikte Trennung der Genres und (Schreib-)Stile nützt, wen sie ausschließt, welches Wissen damit (un-)sichtbar wird usw. Weshalb ist es beispielsweise nach wie vor undenkbar, einen ›mainstreamigen‹ Text in einer der zentralen Fachzeitschriften der Soziologie mit zum Beispiel türkischen Passagen zu veröffentlichen? Wieso und mit welchen Effekten bedeutet ›international ausgewiesen‹ in der Soziologie vor allem Präsenz im US-amerikanischen, allenfalls britischen und eventuell noch französischen Raum – aber nicht in Indien, Namibia, Chile oder Rumänien? Solche Fragen deuten an, dass die Kritik am ›Stil‹ der Texte im postkolonialen Spektrum immer auch eine Kritik an der Subversion tradierter Grenzziehungen zwischen den Hierarchiestufen des ›legitimen Wissens‹ (Bourdieu) impliziert. Stilfragen sind auch politische Fragen – auch in der Wissenschaft, wo sie unseres Erachtens zweifelsohne auch formuliert gehören. Eine postko-

loniale Reorientierung der Soziologie bedeutet dann strenggenommen nicht nur, dass wir als LeserInnen soziologischer Texte die AutorInnen der Texte auch als SchriftstellerInnen ernst nehmen,²¹ sondern darüber hinaus auch, dass wir als AutorInnen »anderen Wegen der Diskussion und anderen Wegen der Theoriebildung nach[]gehen« – jenseits der europäischen und nordamerikanischen Erfahrungen (vgl. Randeria 2004: 10). Dies kann in eine Betrachtung neuer Phänomene oder in eine Miteinbeziehung vernachlässigter Stimmen führen, wie die Beiträge in unserem Band illustrieren. Es kann aber auch, wie insbesondere der Beitrag von Spivak zeigt, durch den Einsatz ungewohnter narrativer Mittel und Genres – etwa Gedichte – verdeutlicht werden, um die konventionelle Vorstellung wissenschaftlicher Texte und ihre rhetorische Konstitution in Frage zu stellen.

Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf die (auto-)biographische Verortung postkolonialer AutorInnen. So gibt etwa Van der Veer (1997) zu bedenken, dass die meist in Oxford ausgebildeten AutorInnen in englischer Sprache für eine englisch lesende kulturelle Elite schreiben, die zudem westlicher Herkunft ist.²² Dieser »Eurozentrismus« der Lebensläufe und Ausbildungswege vieler postkolonialer AutorInnen spiegele sich zudem in ihrer Rezeptions- und Zitationspraxis wider: »Die zuweilen explizite Präsenz eurozentrischer Traditionen in den postkolonialen Studien, wie z.B. des Dekonstruktivismus oder des Poststrukturalismus, trägt meines Erachtens zu einer gewissen politischen Entwaffnung dieser Studien bei.« (De Sousa Santos 2005: 209) Das heißt, auch postkoloniale AutorInnen können sich vom Vorwurf einer Reproduktion einer europäischen Zentralperspektive in den (Geistes-)Wissenschaften nicht freimachen, immerhin nutzen sie die Modelle von Freud, Derrida, Foucault usw. für ihre Analysen.²³

21 | In der Ethnologie hatte Clifford Geertz 1988 seinerzeit die eigene Zunft als »Schriftsteller« bezeichnet und damit die Diskussion um die »Krise der Repräsentation« angeheizt.

22 | Stuart Hall spricht in diesem Zusammenhang auch von einem »schicken Postkolonialismus« einer relativ kleinen elitären Gruppe »Dritte-Welt-Intellektueller« (Spivak oder Said zählt er jedoch nicht dazu), der von der tatsächlich stattfindenden, langen historischen Entwicklung zu unterscheiden ist (vgl. Hall 1999b: 108f.).

23 | Spivak hat dies selbst immer wieder für ihr eigenes Schreiben und Denken als Wissenschaftlerin problematisiert, da das Feld der Philosophie und Literaturwissenschaft von europäischen – zumeist deutschen – Begriffen von »Wahrheit«, »Subjekt« oder »Freiheit« durchsetzt ist, die jedoch den Status »universaler« Narrative besitzen (vgl. Spivak 1999: 8f.).

Nicht zuletzt die Positionierung wie professionelle Performance einiger postkolonialer Intellektueller im westlichen, vor allem amerikanischen Wissenschaftsfeld (z.B. Spivak oder Bhabha) als »Superstars« an renommierten Hochschulen mit Spitzengehältern und unvorstellbaren Freiräumen in der Forschung, schmälern nicht selten (auch im Vergleich zur postkolonialen Intelligenz im indischen, lateinamerikanischen oder afrikanischen Kontext) die Glaubwürdigkeit ihrer Kritik an wissenschaftspolitischen Etablierten-Außenseiter-Figurationen (vgl. hierzu auch Nandi in diesem Band).

Postkoloniale Theorie als Herausforderung der Soziologie

Trotz oder gerade wegen der zahlreichen – wechselseitigen – Kritikpunkte lassen sich innerhalb des Spannungsfeldes von Soziologie und Postkolonialer Theorie interessante Argumente für eine Verknüpfung ausmachen – die bislang in Forschung und Praxis außer Acht gelassen wurden:

Postkoloniale Wissen(schaft)ssoziologie

Spätestens seit der weltweiten Verflechtung von Nationalstaaten in politischer, ökonomischer und auch kultureller Hinsicht ist auch für die deutsche Soziologie ein national verengter Blick auf Gesellschaft unplausibel. Hieran ändert auch die seit Jahrzehnten zu verzeichnende Rezeption vieler nicht-deutscher AutorInnen im Mainstream des Faches nichts: Parsons, Bourdieu, Giddens usw. wurden beziehungsweise werden ausgiebig rezipiert. Was jedoch fehlt, ist eine kritische Auseinandersetzung mit den Entstehungs- und Rezeptionskontexten solcher AutorInnen (vgl. hierzu etwa Nirmal Puwars Beitrag in diesem Band zur postkolonialen Rezeption Pierre Bourdieus).

Eine zentrale postkoloniale Erkenntnis lautet: Wissen beziehungsweise Wissenschaft ist nie unschuldig oder gar unpolitisch – trotz (oder gerade weil) sie sich der Objektivität verpflichtet sieht. Edward W. Said spricht von einer problematischen, weil falschen Trennung von sogenanntem »reinen« und »politischen Wissen«, die davon ausgeht, dass wissenschaftlich produziertes Wissen automatisch »rein«, das heißt akademisch, unparteiisch oder überparteilich sei (vgl. Said 1978: 17). Durch die Entkopplung von wissenschaftlicher Kommunikation und Interaktion erscheinen wissenschaftliche Texte häufig als »letzte« objektive Aussagen, die letztlich aber nur die Ergebnisse und nicht die Genese, geschweige denn die Position des Autors/der Autorin

thematisieren. Doch wie Said zu bedenken gibt: »Niemand hat jemals eine Methode erfunden, um den Wissenschaftler von seinen Lebensbedingungen zu trennen, von seiner (bewussten wie unbewussten) Zugehörigkeit zu einer Klasse, einer Glaubensrichtung, einer sozialen Position oder der reinen Tatsache, Mitglied einer Gesellschaft zu sein. Dies alles fährt fort auf ihn Einfluss zu nehmen, auf das, was er beruflich tut.« (Ebd.: 18)

Hier lassen sich durchaus Parallelen zur Analyse wie Kritik an der »Fabrikation von Erkenntnis« ziehen, wie sie vor allem im Rahmen der wissenschaftssoziologischen Laborstudien entwickelt wurden (Knorr-Cetina 1984), die die ›künstliche‹ Trennung von Alltagswelt und Wissenschaft in wissenschaftlichen Texten hinterfragen.²⁴ Auch die feministische beziehungsweise geschlechtertheoretische Reflexion hat diesen Punkt gründlich herausgearbeitet und intensiv diskutiert. Aber auch die von Michel Foucault (2000) postulierte Anonymisierung und Verflüchtigung des Urhebers/der Urheberin von wissenschaftlichen Texten spielt eine Rolle – nicht dass der Name des Autors/der Autorin gar nicht mehr auftaucht; aber die Texte werden nicht unbedingt auf deren Absicht oder andere Bedeutungsinstanzen hin analysiert, sondern daraufhin, welche Themen in welcher Weise behandelt werden und welche Behandlungsweisen und welche Themen ausgeschlossen sind. Dennoch besitzt der Autor/die Autorin trotz seiner/ihrer vermeintlichen Unsichtbarkeit eine klassifikatorische Funktion, da sich mit Hilfe von Namen Texte gruppieren, abgrenzen, ausschließen oder anderen gegenüberstellen lassen (Foucault 2000: 210). Dies erscheint in einer postkolonialen Perspektive umso bedeutsamer, da das ›autoritäre‹ als ›autorisiertes‹ Wissen über die ›Fremden‹ nach wie vor in der Hand ›westlicher AutorInnen‹ liegt. Diese bestimmen Said zufolge nicht nur den Gegenstand und Themen der Expertise, sondern etablieren auch einen Geschmacks- und Wertekanon, der Traditionen, Formulierungen, Formen der Rezeption und Beurteilung, Texttypen sowie Sprache der Texte festlegt (vgl. Said 1978: 29).

Daher rührt das Interesse der postkolonialen Perspektive für diese »Geopolitik des Wissens« (vgl. De Sousa Santos 2005: 201), das heißt für die Problematisierung der Frage, wer das Wissen produziert, in welchem Kontext und für wen. Aus Sicht des Soziologen/der Soziologin wäre hier sicherlich interessant zu erforschen, wie sich im globalen Kontext das soziologische Wissen zu unterschiedlichen Themen

24 | Interessant ist in diesem Zusammenhang sicherlich auch die feldspezifische Fabrikation wie Kontextualisierung soziologischer Erkenntnis, wie sie Bourdieu formuliert hat (vgl. Bourdieu 2002).

– repräsentiert in Fachzeitschriften, Fachbüchern und Datenbanken, Lehrstühlen, Abteilungen und Instituten, Fachtagungen und Vereinigungen – verteilt beziehungsweise welche Sprache, Richtung und Zugangsvoraussetzungen der Informationsfluss besitzt.²⁵

Aber auch im nationalen Kontext finden sich zahlreiche Beispiele für eine ›ethnozentrische Politik der soziologischen Erkenntnis‹. Die soziologische Migrations- und Minoritätenforschung in Deutschland ist ein gutes Beispiel hierfür (vgl. hierzu auch Ha in diesem Band). Unter den Begriffen ›Fremdenfeindlichkeit‹, ›Rassismus‹ und ›Ethnozentrismus‹ werden nach wie vor Studien versammelt, die den ›Ausländer‹ als typischen Fremden einer nationalstaatlich verfassten Gesellschaft behandeln und ihn als konflikthafter, weil vor allem kulturell nicht-integrierten beziehungsweise assimilierten Außenseiter untersuchen – auch nach 50 Jahren Einwanderungsgeschichte. Diese »Banalität des Rassismus« (Terkessidis 2004) zeigt sich dann nicht nur in der naiven Vorstellung einer unparteiischen Repräsentation kultureller Differenz, sondern ist auch zum Teil auf die ›ethnozentrische‹ Institutionalisierung des Forschungsbereichs selbst zurückzuführen, dessen LehrstuhlinhaberInnen in der Regel ›deutsch‹ und daher ›nicht-fremd‹ sind beziehungsweise dessen Theorien und Modelle vor allem aus angelsächsischen Einwanderungsländern stammen.

Postkoloniale Kultursoziologie

Eine große Herausforderung stellt die Postkoloniale Theorie für das soziologische Verständnis, die Analyse und Repräsentation von Kultur und kultureller Differenz dar – nicht nur weil die Postkoloniale Theorie um die Verobjektivierung des Kulturellen in Nationen, Traditionen, Wertvorstellungen und Territorien und ebensolcher Theoretisierungsversuche nur allzu gut weiß. Vor allem auch weil sie – wie einige mikrosoziologische Arbeiten zur kulturellen Wirklichkeit – auf die Frage abzielt, wie diese tatsächlich *gelebt* und *erfahren* werden, wie kulturelle Deutungen *praktiziert* und *verkörpert* werden (vgl. Hall 1999a: 25). Sie setzen sich damit von einem anthropologischen, homogenisierenden Kulturmodell ab, das einem Kollektiv als Ganzem zugeordnet ist und auch in der klassischen Kultursoziologie lange dominierte beziehungsweise bis heute dominiert (vgl. hierzu auch Reckwitz 2008b).

25 | Vgl. hierzu auch Arunchalam (2000), der auf das Problem der weltweit ungleichen Produktion und Verwendung wissenschaftlichen Wissens anhand der Konzentration von Forschungsförderung und Fachzeitschriften in Europa und Nordamerika aufmerksam macht.

Statt Kultur in ›einzigartigen‹, durch mentale, ethnische, territoriale oder nationale Faktoren klar voneinander abgrenzbaren Sinn- und Bedeutungsstrukturen zu verorten, richtet sich der Blick auf die vielfältigen Praktiken *inmitten* und *zwischen* Akteuren, Territorien und Orten, in denen kulturelle Ordnungen gelebt, repräsentiert und in Beziehung gesetzt werden. Entgegen solcher Kulturtheorien, die Kultur als geistiges, ideelles Phänomen – etwa in Form kognitiv-geistiger Schemata (Schütz) oder aber als ein System von Ideen und Weltbildern (Weber), als ein mentales *knowing that* betrachten, lenken postkoloniale Ansätze den Blick auf ein praktisches kulturelles Wissen und Können, ein *knowing how*. In dieser Hinsicht überschneiden sie sich – empirisch – mit jüngeren praxistheoretischen Perspektiven innerhalb der Kultursoziologie, die sich ebenfalls für Kultur als soziale Praxis interessieren und diese in einem Konglomerat an Alltagstechniken identifizieren, einem praktischen Verstehen im Sinne eines »Sich auf etwas [V]erstehen« (Reckwitz 2003: 289; vgl. hierzu auch Reuter/Hörning 2004).

Neben einer eher grundsätzlichen Revision wissenssoziologischer Kulturmodelle geht ein Großteil postkolonialer Arbeiten auf die Neukonzeption kultureller Identität ein (vgl. hierzu auch Jungwirth 2007). Gemeinsamer Ausgangspunkt ist dabei die Infragestellung beziehungsweise Dekonstruktion klassischer, das heißt cartesianisch zentrierter Subjekt- und Identitätstheorien (vgl. hierzu Hall 1999a: 401ff.). Im Gegensatz zur Descartes'schen in der Parole »Cogito ergo sum« zum Ausdruck kommenden Konzeption des rationalen, reflektierenden und bewussten Subjekts wird Identität in postkolonialen Arbeiten als unendliche Produktion und Positionierung zwischen Kulturen verstanden. So stellen sie der cartesianischen Identität unstabile, flüssige, werdende Identitäten gegenüber, ohne sie jedoch gleichzeitig ›individualistisch‹ zu fassen. Denn obwohl sie die kulturelle Identität als produziertes und generiertes Phänomen ansehen, sind es nicht rationale, reflexive AkteurInnen, die diese Identitäten konstruieren oder gar basteln. Identität bleibt Verhandlungssache, ein »Kampf um Bedeutungen« innerhalb von machtvollen Diskursen (vgl. Reuter/Wieser 2006). Dies kann etwa im Rahmen der empirischen Erforschung von Migrationsbiographien dazu führen, dass in einer Migrationsbiographie nicht die ›eigentliche‹ Fremdheit, das heißt die (ethnisierte) Identität als isoliertes Einzelphänomen, zu rekonstruieren ist, sondern die Prozesse der Enteignung und Fremddefinition vorhandener Identitätsressourcen in den jeweiligen gesellschaftspolitischen und damit auch narrativen Machtgefügen (vgl. Lutz in diesem Band).

Postkoloniale Modernitätensoziologie

Der größte postkoloniale Kritikpunkt ist zugleich die größte Herausforderung für die Soziologie: die Reformulierung der Modernisierungstheorie. Ausgehend von der These, dass »die westliche Moderne vom Ursprung her kolonialistisch ist [...]« (De Sousa Santos 2005: 207; vgl. hierzu auch Randeria 2002: 222), kann die Postkoloniale Theorie die Einbeziehung divergenter Entwicklungslinien der (post-)kolonialen Moderne leisten – dies kann und soll die Moderne pluralisieren und kontextualisieren. Das Ergebnis ist dann nicht »another modernity«, sondern »other modernities« (Randeria 1999a: 379). Nicht die Moderne, sondern viele verwobene Modernitäten mit multiplen Entwicklungslinien und Formen sowie unterschiedliche – keineswegs lineare – Entwicklungs- und Differenzierungspfade prägen das Bild. Empirisch ließe sich dies, wie Boike Rehbein (in diesem Band) verdeutlicht, besonders gut anhand der asiatischen Gesellschaften aufzeigen, die vor der europäischen Vorherrschaft viele Jahrhunderte lang das wirtschaftliche Handelszentrum bildeten und gegenwärtig auf dem besten Wege sind, diese Stellung wieder zu erlangen. Seiner Ansicht nach spricht dies nicht nur gegen die modernistische Annahme einer Evolution der Welt, die auf eine Gesellschaftsform hinausläuft, sondern auch für eine multizentrische Welt, deren unterschiedliche Zentren sich miteinander vernetzen, dennoch ihre eigenen »Ethnozentrismen« ausgebildet haben.

Postkoloniale Soziologie der Globalisierung

Die aktuell wohl größte (soziologische) Aufmerksamkeit erhält die Postkoloniale Theorie in der Debatte um kulturelle Globalisierung. Nachdem in der frühen Soziologie der Globalisierung zu Beginn der 1990er Jahre eine ökonomistische Perspektive überwog, hat sich durch die zahlreichen ethnographischen Globalisierungsstudien der letzten Jahre auch hier ein *cultural turn* vollzogen. In diesem Zusammenhang konnten sich auch postkoloniale Perspektiven kultureller Globalisierung, insbesondere solche, die Themen wie Ethnizität und kulturelle Identität in den Mittelpunkt ihrer Analysen stellten, durchsetzen. Zentrales Merkmal ist die Ablehnung eines (imperialistischen) Szenarios einer kulturellen Konvergenz in Zeiten der Globalisierung, das heißt sie desavouieren die Vorstellung einer wachsenden globalen Interdependenz, die zu einer zunehmenden kulturellen Angleichung führt und bislang unter Schlagworten wie »McDonaldisierung«, »Coca-Kolonialisierung«, »Amerikanisierung« beziehungsweise »Verwestlichung«

verhandelt wurde. Stattdessen sehen sie Prozesse der kulturellen Hybridisierung als kennzeichnend für die globalisierte soziale Welt (vgl. Rademacher 1999; Reuter 2008).

Damit verbunden ist ein erkenntnistheoretischer ›revisionistischer Impuls‹ im Hinblick auf die europäischen und amerikanischen Tendenzen innerhalb der Globalisierungsdiskussion, ihre partikularen Positionen als globales Interpretationsschema zu universalisieren. Eine postkoloniale Soziologie der Globalisierung lehnt es ab, in, wie Ludger Pries (2007) es ausdrückt, einfachen ›Entweder-Oder-Logiken‹ oder ›Einbahnstraßenmodellen‹ zu denken, sondern sollte die ›Dialektik‹, die ›Ambivalenz‹ und ›Ungleichzeitigkeit‹ der Globalisierung nachvollziehen können. Vielleicht liegt gerade hierin die nachhaltigste Wirkung postkolonial informierter Globalisierungsperspektiven, da sie auf die Frage ›Was ist Globalisierung?‹ immer mit Gegenfragen antworten: ›Was ist Globalisierung aus Frauensicht?, ›Was ist Globalisierung aus indischer Sicht?, ›Was ist Globalisierung aus soziologischer Sicht?!,²⁶

Postkoloniale Ungleichheits-/Geschlechtersoziologie

In der feministischen Theoriedebatte stand (und steht) die Frage des Zusammenhangs zwischen Kontext und Text – beides im weitesten Sinne – immer im Mittelpunkt. »[T]he concern with location and space, with rooms of one's own [represents] one of the hallmarks of Western feminist practice« (Kaplan 1994: 137). Für Wissenschaftlerinnen und Akademikerinnen, aber auch für weibliche Intellektuelle, Künstlerinnen, Schriftstellerinnen usw. ist die Frage nach ihrem ›Ort‹ eine alltägliche, evidente und unter Umständen dramatisch entscheidende Frage – zu der die Literatur nunmehr Legion ist. Die bereits erwähnte aktuelle Intersektionalitätsdebatte schließt wiederum auch an die *Postcolonial Studies* an, da bei Ersterer die Dezentrierung der Kategorie Geschlecht durch die Analyse ihrer Verwobenheit mit anderen sozial wirksamen (Ungleichheits-)Kategorien im Mittelpunkt steht. Zugleich ist seit einigen Jahren innerhalb des postkolonialen Theorie-spektrums die Kritik an den »Leerstellen: Geschlecht und Sexualität« (Castro Varela/Dhawan 2005: 122ff.) formuliert worden. Es gibt also wichtige, noch nicht hinreichend gefüllte Schnittmengen zwischen Geschlechtersoziologie, feministischer Theorie und postkolonialen

26 | Auch hier sei aus der Fülle an Arbeiten auf wenige exemplarische verwiesen: Klingenberg/Randeria (1998); Randeria/Fuchs/Linkenbach (2004); Costa et al. (2006).

Positionen, die miteinander verschmolzen ausgesprochen anregende ›Hybride‹ des Denkens und Schreibens hervorbringen.

Zu diesem Band

Die Grundidee des Bandes besteht darin, einerseits postkoloniale Theorie(n) empirisch und damit nachhaltig zu fundieren, andererseits die deutschsprachige Soziologie, auch in ihrer theoretischen Dimension, für postkoloniale Phänomene zu sensibilisieren. Schließlich erheben sowohl Postkoloniale Theorie und Soziologie den Anspruch, gegenwärtige Entwicklungen und Trends als Artikulation der »Logik des Sozialen« abzubilden (vgl. McLennon 2003: 83). Die Ausgangsfragen des Bandes lauten daher: Welchen Sinn macht es, die (ursprünglich sprach- und kulturwissenschaftliche) Postkolonialismusdebatte als SoziologIn zur Kenntnis zu nehmen? Welche postkolonialen Konzepte lassen sich etwa für eine Sozialtheorie und ihre Leitbegriffe ›Gesellschaft‹, ›Subjekt‹, ›Handlung‹ oder Theorien sozialen Wandels (Modernisierungs-, Globalisierungstheorie) nutzbar machen? Wo gibt es (alte) Parallelen, wo (neue) Anschlüsse an kanonisierte soziologische Analysen und Begriffe? Wie kann man die theorielastige Postkolonialismuskonversation empirisch fundieren? Was sind ergiebige Untersuchungsobjekte/Phänomene innerhalb spezieller Soziologien, wie etwa Migrations-, Entwicklungs-, Religions-, Geschlechtersoziologie usw., und wie verändert sich die Perspektive, wenn Forschung als interdisziplinäres und Theorie als politisches Projekt gefasst werden? Das heißt es geht uns explizit um den konkreten soziologischen Erkenntnisgewinn einer Rezeption postkolonialer Theorie(n), weniger um ein Portrait einzelner AutorInnen oder die Rekonstruktion einzelner Begriffe.

Neben der Soziologisierung des Postkolonialismus können (und sollen) auch programmatische ›re-framings‹ der – vor allem deutschsprachigen – Soziologie Ergebnis dieses Zugangs sein. Die von den postkolonialen Studien aufgeworfenen Probleme müssen nicht notwendigerweise die Soziologie als Disziplin destabilisieren. Im Gegenteil: Wir gehen davon aus, dass diese das Fach bereichern beziehungsweise emanzipieren können. Die Chance liegt ja gerade in der politischen Dimension postkolonialer Debatten, die uns (WissenschaftlerInnen) mit der Idee konfrontieren, dass man heute das Programm sozialer Kritik nicht verwerfen, auch nicht neu (er-)finden, sondern differenzieren und entlang der sozialen Wirklichkeit plausibilisieren sollte. Spivak warnt uns regelrecht davor, umfassende Ansprüche zu erheben – eine verantwortungsbewusste akademische Kritik sollte

ihrer Ansicht nach immer wachsam sein und eine Distanz bewahren, die ein totales Engagement vermeidet (vgl. Spivak in diesem Band). Das Projekt einer ›provinzialisierten Soziologie‹ muss also zwangsläufig ohne die eine große (allgemeine) Theorie sozialer Emanzipation auskommen. Dennoch können auch die vielen fragmentarischen Emanzipations- und Kritikprojekte, welche sich im Rahmen laufender ›contrahegemonialer‹ Positionen verdichten, dazu beitragen, Konturen einer postkolonialen Soziologie zu entwickeln, ohne in den kosmopolitisch-universalistischen Duktus einer »one-world-sociology« abzurutschen (vgl. hierzu auch Randeria 2004). So versteht sich unser Band nicht (nur) als Sammelband zum Status quo einer soziologischen Rezeption Postkolonialer Theorie, sondern vor allem auch als programmatischer Aufruf zur postkolonialen Soziologie.

Literatur

- Arunachalam, Subbiah (2000): »Information und Wissen im Zeitalter elektronischer Kommunikation aus der Perspektive der Entwicklungsländer«. In: Wilhelm Krull (Hg.), *Zukunftsstreit*, Weilerswist: Velbrück, S. 269-295.
- Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (1989): *The Empire Writes Back. Theory and Practice in Post-Colonial Literatures*, London/New York: Routledge.
- Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (1995): »General Introduction«. In: Bill Ashcroft/Gareth Griffiths/Helen Tiffin (Hg.), *The Post-Colonial Studies Reader*, London/New York: Routledge, S. 1-8.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek: Rowohlt.
- Beck, Ulrich (1996): »Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne«. In: Ulrich Beck/Anthony Giddens/Scott Lash, *Reflexive Modernisierung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 19-113.
- Beck, Ulrich (1998): *Was ist Globalisierung?*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (2001): *Modernisierung der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1990): *Reflexive Modernisierung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Benhabib, Seyla (2002): *The Claims of Culture: Equality and Diversity in the Global Era*, Princeton: Princeton University Press.
- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*, London/New York: Routledge.

- Bhabha, Homi K. (1997): »Verortungen der Kultur«. In: Elisabeth Bronfen/Marius Benjamin (Hg.), *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Tübingen: Stauffenburg, S. 123-148.
- Bhambra, Gurinder K. (2007): »Sociology and Postcolonialism. Another »Missing« Revolution?«. In: *Sociology* 41 (5), S. 871-884.
- Bourdieu, Pierre (2002): *Ein soziologischer Selbstversuch*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Castro Varela, Maria do Mar (2006): »Postkoloniale feministische Theorie und soziale Gerechtigkeit«. In: Ursula Degener (Hg.), *Die Verhandlung sozialer Gerechtigkeit – Feministische Analysen und Perspektiven*, Wiesbaden: VS, S. 97-114.
- Castro Varela, Maria do Mar/Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, Bielefeld: transcript.
- Chakrabarty, Dipesh (2000): *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton: Princeton University Press.
- Clifford, James/Marcus, George E. (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: California University Press.
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktion und Krise der Männlichkeit*, Opladen: Leske+Budrich.
- Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (2002): »Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt«. In: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 9-49.
- Costa, Sérgio (2005): »(Un)möglichkeiten einer postkolonialen Soziologie«. In: Hauke Brunkhorst/Sérgio Costa (Hg.), *Jenseits von Zentrum und Peripherie*, München/Mering: Rainer Hampp, S. 221-250.
- Costa, Sérgio (2005): Postkoloniale Konvergenzen und Soziologie. In: *Berliner Journal für Soziologie* 2, S. 283-292.
- Costa, Sérgio (2007): *Vom Nordatlantik zum »Black Atlantic«. Postkoloniale Konfigurationen und Paradoxien transnationaler Politik*, Bielefeld: transcript.
- Costa, Sérgio/Domingues, J. Maurício/Knöbl, Wolfgang/DaSilva, Josué P. (Hg.) (2006): *The Plurality of Modernity: Decentering Sociology*, München/Mering: Rainer Hampp.
- De Sousa Santos, Boaventura (2005): »Vom Postmodernen zum Postkolonialen. Und über beides hinaus«. In: Hauke Brunkhorst/Sérgio Costa (Hg.), *Jenseits von Zentrum und Peripherie*, München/Mering: Rainer Hampp, S. 197-219.

- Derrida, Jacques (2004): »Die différance«. In: Peter Engelman (Hg.), *Die différance. Ausgewählte Texte*, Stuttgart: Phillip Reclam jun., S. 31-67.
- Fanon, Frantz (1984 [1952]): *Schwarze Haut, weiße Masken*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2000): »Was ist ein Autor?«. In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matias Martinez/Simone Winko (Hg.), *Texte zur Theorie der Autorenschaft*, Stuttgart: Reclam, S. 198-233.
- Geertz, Clifford (1988): *Die künstlichen Wilden. Anthropologen als Schriftsteller*, München: Carl Hanser.
- Grohs, Gerhard/Tibi, Bassam (Hg.) (1973): *Zur Soziologie der Dekolonisation in Afrika. Texte zur politischen Theorie und Praxis*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2001): »Vergesellschaftung revisited? Das konkave Glas der Konstitution und Konstruktion. Strategien der Dekonstruktion und postkoloniale Kritik im institutionellen Feminismus«. In: Ursula Hornung (Hg.), *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 135-151.
- Ha, Kien Nghi (1999): *Ethnizität und Migration*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Ha, Kien Nghi (2005): *Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus*, Bielefeld: transcript.
- Hall, Stuart (1992): »The West and the Rest: Discourse and Power«. In: Stuart Hall/Bram Gieben (Hg.), *Formations of Modernity*, Cambridge: Polity Press, S. 275-320.
- Hall, Stuart (1994): *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*, Hamburg: Argument.
- Hall, Stuart (1999a): »Kulturelle Identität und Globalisierung«. In: Rainer Winter/Karl H. Hörning (Hg.), *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 275-320.
- Hall, Stuart (1999b): »»Ein Gefüge von Einschränkungen«. Ein Gespräch zwischen Stuart Hall und Christian Höller«. In: Jan Engelmann (Hg.), *Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies Reader*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 99-122.
- Hall, Stuart (2002): »Wann gab es ›das Postkoloniale? Denken an der Grenze«. In: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 219-246.

- Haraway, Donna (1995): »Situierendes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive«. In: Donna Haraway, *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/New York: Campus, S. 73-97.
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hirschauer, Stefan/Amman, Klaus (Hg.) (1997): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jungwirth, Ingrid (2007): *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman*, Bielefeld: transcript.
- Kaplan, Caren (1994): »The Politics of Location as Transnational Feminist Critical Practice«. In: Inderpal Grewal/Caren Kaplan (Hg.), *Scattered Hegemonies. Postmodernity and Transnational Feminist Practices*, Minneapolis: Minnesota University Press, S. 137-152.
- Kerner, Ina (1999): *Feminismus, Entwicklungsarbeit und Postkoloniale Kritik*, Münster: Lit.
- Klingenbiehl, Ruth/Randeria, Shalini (Hg.) (1998): *Globalisierung aus Frauensicht. Bilanzen und Visionen*, Bonn: Dietz.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (2008): *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luig, Ute (2002): »Zur Soziologie der Dekolonisation: Ein subjektiver Rückblick«. In: Anne-Maria Brandstetter (Hg.), *Postkoloniale Transformationen in Afrika*, Münster: Lit, S. 73-92.
- McLennan, Gregor (2003): »Sociology, Eurocentrism and Postcolonial Theory«. In: *European Journal of Social Theory* 6 (1), S. 69-86.
- Nassehi, Armin (2003): *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nassehi, Armin (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nökel, Sigrid (2002): *Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam. Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken*, Bielefeld: transcript.
- Pries, Ludger (2007): »Von der Globalisierung zur Lokalisierung der Globalisierungsdiskussion«. In: *Soziologische Revue* 1, S. 11-23.
- Rademacher, Claudia (1999): »Ein ›Liebeslied für Bastarde?«. In: Claudia Rademacher/Markus Schroer/Peter Wiechens (Hg.), *Spiel*

- ohne Grenzen? Ambivalenzen der Globalisierung*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 255-269.
- Randeria, Shalini (1999a): »Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie«. In: *Soziale Welt* 50, S. 373-382.
- Randeria, Shalini (1999b): »Geteilte Geschichte und verwobene Moderne«. In: Jörg Rüsen (Hg.), *Zukunftsentwürfe. Ideen für eine Kultur der Veränderung*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 87-96.
- Randeria, Shalini (2002): »Entangled Histories: Civil Society, Caste Solidarities and Legal Pluralism in Post-Colonial India«. In: Yehuda Elkana/Ivan Krastev/Elisio Macamo/Shalini Randeria (Hg.), *Unraveling Ties – From Social Cohesion to New Practices of Connectedness*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 213-242.
- Randeria, Shalini (2004): »Konfigurationen der Moderne: Zur Einleitung«. In: Shalini Randeria/Martin Fuchs/Antje Linkenbach (Hg.), *Konfigurationen der Moderne: Diskurse zu Indien*, Baden-Baden: Nomos, S. 9-34.
- Randeria, Shalini/Fuchs, Martin/Linkenbach, Antje (Hg.) (2004): *Konfigurationen der Moderne: Diskurse zu Indien*, Baden-Baden: Nomos.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), S. 282-301.
- Reckwitz, Andreas (2008a): *Subjekt*, Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2008b): *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*, Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2008c): »Moderne. Der Kampf um die Öffnung und Schließung von Kontingenzen«. In: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 226-244.
- Reuter, Julia (2002): *Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden*, Bielefeld: transcript.
- Reuter, Julia (2004): »Postkoloniales Doing Culture. Oder: Kultur als translokale Praxis«. In: Julia Reuter/Karl H. Hörning (Hg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld: transcript, S. 245-261.
- Reuter, Julia (2008): »Globalisierung. Phänomen, Debatte, Rhetorik«. In: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 263-276.
- Reuter, Julia/Bucakli, Özkan (2004): »Bedingungen und Grenzen der Hybridisierung«. In: Susanne Kollmann/Kathrin Schödel (Hg.),

- PostModerne Dekonstruktionen. Ethik, Politik und Kultur*, Münster: Lit, S. 171-182.
- Reuter, Julia/Hörning, Karl H. (2004): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld: transcript.
- Reuter, Julia/Wieser, Matthias (2006): »Postcolonial, gender und science studies als Herausforderung der Soziologie«. In: *Soziale Welt* 57 (2), S. 177-193.
- Rich, Adrienne (1989): »Notes towards a Politics of Location«. In: Adrienne Rich, *Blood, Bread, and Poetry. Selected Prose 1979-1985*, New York: W.W. Norton, S. 210-231.
- Said, Edward W. (1978): *Orientalism*, London/New York: Routledge.
- Said, Edward W. (1997): »Die Politik der Erkenntnis«. In: Elisabeth Bronfen/Marius Benjamin (Hg.), *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Tübingen: Stauffenburg, S. 81-95.
- Schmitz, Markus (2008): *Kulturkritik ohne Zentrum. Edward W. Said und die Kontrapunkte kritischer Dekolonisation*, Bielefeld: transcript.
- Spivak, Gayatri C. (1993): *Outside in the Teaching Machine*, London/New York: Routledge.
- Spivak, Gayatri C. (1999): *A Critique of Postcolonial Reason. Toward a History of the Vanishing Present*, Cambridge/London: Harvard University Press.
- Spivak, Gayatri C. (2008 [englspr. Orig. 1988]): *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Mit einer Einleitung von Hito Steyerl*, Wien: Turia+Kant.
- Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.) (2003): *Spricht die Subalterne Deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, Münster: Unrast.
- Terressidis, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus. MigrantInnen der zweiten Generation entwickeln eine neue Perspektive*, Bielefeld: transcript.
- Terressidis, Mark (2006): »Globale Kultur in Deutschland: Der lange Abschied von der Fremdheit«. In: Andreas Hepp/Rainer Winter, *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, Wiesbaden: VS, S. 311-326.
- Van der Veer, Peter (1997): »The Enigma of Arrival: Hybridity and Authenticity in the Global Space«. In: Pnina Werbner/Tariq Modood (Hg.), *Debating Cultural Hybridity. Multi-Cultural Identities and Politics of Anti-Racism*, London: Zed Books, S. 90-105.
- Villa, Paula-Irene (2002): »Tanz die Leidenschaft! Argentinischer Tango zwischen Phantasma, Anrufung und Herzklopfen«. In: *Berliner*

Debatte Initial. Zeitschrift für Sozialwissenschaftlichen Diskurs 13, S. 111-119.

- Villa, Paula-Irene (2006): »Dekonstruktion«. In: Joachim Behnke et al. (Hg.), *Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren*, Baden-Baden: Nomos, S. 93-102.
- Villa, Paula-Irene (2009): »In Bewegung bleiben: Feministische Vorstellungen intellektueller Mobilität zwischen soziologischer Moderne und kritischer Postmoderne«. In: Helma Lutz (Hg.), *Gender mobil. Vervielfältigung und Enträumlichung von Lebensformen – Transnationale Räume, Migration und Geschlecht*, Münster: Westfälisches Dampfboot (i.E.).
- Winter, Rainer (2004): »HipHop als kulturelle Praxis in der globalen Postmoderne. Die kultursoziologische Perspektive der Cultural Studies«. In: Ansgar Nünning/Roy Sommer, (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft: Disziplinäre Ansätze, theoretische Positionen, transdisziplinäre Perspektiven*, Tübingen: Narr, S. 215-230.
- Winter, Rainer/Hörning, Karl H. (1999): »Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung«. In: Rainer Winter/Karl H. Hörning (Hg.), *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-12.